

P.o.germ.

1920

7(1)

Logarm.
1920 7/1
Hof

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein
ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — fr.

Für ein halbes Jahr mit . . . 3 fl. — fr.

Für einen Monat mit . . . — fl. 45 fr.

Außer Abonnement beträgt das Lese-
geld für jeden Band täglich . . — fl. 2 fr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, er-
lauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß
für französische und englische Bücher ein be-
sonderes Abonnement besteht und zwar unter
folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt
9 fl. — fr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — fr.

Für einen Monat . . . 1 fl. — fr.

Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 fr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen
entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt
zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz
desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von
8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,

Fürstenseldergasse Nr. 8 in München.

24627.

Am
Hofe von Arapel.

Historischer Roman
aus der Gegenwart

von

A. von L.



Erster Band.

Celle.

Verlag der Schulze'schen Buchhandlung.

1861.

265.
3 Ldn



I.

Ein sinkender Glückstern.

Das lange Zeit so glänzend strahlende Glück Joachim Murats, des Gastwirthssohnes von Cahors, der, von Stufe zu Stufe steigend, von dem gemeinen Soldaten sich bis auf den Königsthron von Neapel emporgeschwungen hatte, war im Erlöschen. Sein in thörichtem Wankelmuth und in Ueberschätzung seiner Macht unbesonnen begonnener Kampf gegen Oesterreichs siegreiche Fahnen, hatte wiederholte Niederlagen seiner Truppen herbeigeführt, bis endlich am 2. Mai 1815 in den Fluren von Tolentino gänzliche Vernichtung sein Heer traf, das sich in wilder Flucht auflöste, so daß Murat selbst, ungeachtet er auch in dieser Schlacht wieder, wie schon in so vielen blutigen Kämpfen, persönlich Wunder der Tapferkeit verrichtete, die Verzweiflung im Herzen, und mit gänzlicher Zer-

trümmerung seiner letzten Hoffnungen, von der allgemeinen Flucht mit fortgerissen wurde und zu dem Schutze seiner eigenen Person kaum einige Bataillone seiner Garde zusammenhalten konnte.

Täglich und zahlreichen Gefahren ausgesetzt, sogar in seinem Leben zuweilen bedroht von der in Gährung begriffenen Bevölkerung der Abruzzzen, deren Gebiet er der ganzen Länge nach durchziehen mußte, erreichte Murat endlich, an Leib und Seele gebrochen, Capua; aber er wollte seine Hauptstadt nicht betreten, bevor er nicht wenigstens noch einen Versuch gemacht hatte, die feindliche Armee, die in Eilmärschen heranrückte, durch eine letzte Anstrengung seiner Kräfte aufzuhalten. Er beabsichtigte, zu diesem Zwecke die Trümmer seines Heeres, die er in Capua und dessen nächster Umgebung um sich gesammelt hatte, mit der in Neapel selbst, unter dem Befehle des Marschall MacDonald stehenden Reservearmee zu vereinigen und ertheilte derselben dazu die nöthigen Befehle; aber das Glück schien sich nach allen Richtungen hin gegen ihn verschworen zu haben, denn noch ehe er die Vereinigung bewirkt hatte, gerieth durch ein Mißverständniß, herbeigeführt durch die Dunkelheit der Nacht, die Kavallerie der Reservearmee mit der Infanterie eben dieses Korps in ein blutiges Handgemenge, nach dessen Beendigung die

Truppen entmuthigt nach Neapel zurückkehrten, ohne mit dem Feinde zusammengetroffen zu sein.

Es war am 17. Mai, als Murat diese Nachricht empfang, und er, der sich stets mehr von den Ereignissen lenken ließ, als er dieselben nach seinen Ansichten, seinem Willen, zu lenken verstand, gab sich jetzt dem größten Kleinmuth hin, ohne zu irgend einem bestimmten Entschlusse gelangen zu können.

Eine Beute der finstersten Gedanken ging er hastig in dem bescheidenen Gemache auf und nieder, in welchem er in Capua seine Wohnung genommen hatte, als der Herzog von Gallo, einer seiner Minister, zu ihm eintrat.

„Ich komme,“ sagte der Herzog, „die Befehle Eurer Majestät zu vernehmen, was in der verhängnißvollen Lage, in der wir uns befinden, und bei der niederschlagenden Nachricht, die von dem Corps des Marschall Macdonald eingelaufen ist, und sich wie ein Lauffeuer unter unseren Truppen verbreitet hat, zu thun ist. Dabei darf ich Eurer Majestät nicht verhehlen, daß die Unzufriedenheit, besonders unter der Mannschaft, stündlich sich steigert, und daß die Desertion massenhaft wächst. Kaum harren noch einige Bataillone der Garde treu aus.“

„Meine Befehle?“ fragte der König, der dem Be-

richte des Herzogs von Gallo schweigend und finster zugehört hatte. „Was nützt denn das Befehlen, wo man auf keinen Gehorsam mehr rechnen darf?“

„Ich bin jederzeit, auch noch jetzt, bereit, den Befehlen Eurer Majestät Folge zu leisten,“ entgegnete der Herzog, indem er sich ehrfurchtsvoll vor dem Könige verneigte. Ein aufmerksamerer Beobachter jedoch, als Murat es zu allen Zeiten, besonders aber in diesem Augenblicke, war, würde es bemerkt haben, daß in dem Tone, mit welchem der Herzog von Gallo diese Versicherung aussprach, eine gewisse Gereiztheit lag. Allein Murat entging dies, und er sagte mit einer an Rührung grenzenden Herzlichkeit:

„Ich glaube Ihnen, Herzog; ich glaube Ihnen. Aber ich will Ihren Gehorsam nicht auf eine zu harte Probe stellen, und bitte Sie daher, sich nach Casalanza in das feindliche Hauptquartier zu begeben, und dort zu sehen, unter welchen Bedingungen Sie eine Capitulation mit dem, die Oesterreicher commandirenden General Mepperg abschließen können.“

„Euer Majestät sehen mich mit Freuden dazu bereit,“ entgegnete der Herzog von Gallo; „und zwar um so mehr, da ich in der That glaube, daß dies in der gegenwärtigen Lage das Beste, ja sogar das Einzige ist, was sich thun läßt. — Ich bitte daher nur,

daß Eure Majestät die Gnade haben mögen, mir so bald als möglich meine Instructionen zu ertheilen, denn jede Zögerung könnte leicht verderblich werden!"

"Wozu besondere Instructionen?" sagte der König. "Wie die Dinge hier stehen, wissen Sie, wie die Gesinnungen drüben sind, davon werden Sie sich an Ort und Stelle leicht überzeugen; in allem Uebrigen aber vertraue ich ganz Ihrem Eifer und Ihrer Ergebenheit. Somit denn — Gott befohlen, — und gute Verrichtung. — Auch ich glaube, daß Zögerung verderblich werden könnte, und es wäre mir daher lieb, wenn Sie die Reise bald anträten."

"Die nächste Stunde schon soll mich auf dem Wege finden," versicherte der Herzog, indem er sich abermals verneigte, und, als der König nichts erwiderte, nach einer kurzen Pause hinzufügte:

"Möchte es mir gelingen, dem Vertrauen zu entsprechen, durch welches Eure Majestät mich beehren, und von dem die Uebertragung dieser wichtigen Sendung mir den überzeugendsten Beweis giebt."

Dann verließ er das Gemach, nachdem der König, dessen Thron nur noch aus morschen Trümmern bestand, ihm durch eine Handbewegung das stumme Zeichen der Entlassung gegeben hatte.

"Was wird er mir bringen?" sagte Murat, als

er sich wieder allein befand, warf sich nieder auf einen Stuhl, und stützte das sorgenschwere Haupt in die Hand. So saß er einige Augenblicke stumm und in Gedanken versunken da; dann fuhr er plötzlich heftig empor, und rief mit dunkelgerötheter Stirn:

„Was werden die stolzen Sieger, die ich so oft vor den Adlern des Kaiserreiches zitternd fliehen sah, von mir fordern? — Was es auch sei, — ich nehme Nichts an, was mit meiner Ehre, meiner Würde unverträglich ist. — Der Thron Neapels muß mir bleiben, denn ich bin als der König dieses Reiches von allen Herrschern des europäischen Continents anerkannt, und eher will ich auf das Leben verzichten, als meine Herrschaft freiwillig in die Hände dieses elenden Bourbon niederlegen! — Noch ist Murat nicht so weit gedemüthigt, wenn sich auch das wankelmüthige Kriegsglück einen Augenblick gegen ihn erklärt hat.“

Nur zu bald sollte er Gelegenheit finden, die Wahrheit dieses Entschlusses zu bethätigen, denn schon am nächsten Tage kehrte der Herzog von Gallo aus Casablanca zurück.

„Nun, was bringen Sie mir?“ rief Murat ihm hastig entgegen, als er ihn unerwartet und ohne vorhergegangene Anmeldung bei sich eintreten sah; denn die strengen Anforderungen der Etikette hatten über

dem stürmischen Drange der Verhältnisse ihre Herrschaft verloren."

Nicht ohne einige Verlegenheit entgegnete der Herzog von Gallo:

"Wie die Lage der Dinge leider ist, glaube ich Alles erreicht zu haben, was sich nur erwarten ließ, und dennoch fürchte ich beinahe, daß Eure Majestät nicht geneigt sein werden, auf diese Bedingungen einzugehen."

"Fürchten Sie das," entgegnete der König mit einem Anflange der Bitterkeit in seinem Tone, "dann zweifle ich im Voraus nicht daran, daß meine Ehre mir nicht erlauben wird, diese Bedingungen anzunehmen."

"Nimmermehr würde ich es gewagt haben, Eurer Majestät eine Bedingung vorzulegen, deren Annahme ich mit Ihrer Ehre unverträglich gehalten hätte," entgegnete der Herzog und das Beben seiner Stimme verrieth, daß er nur mühsam Aeußerungen des Unwillens unterdrückte, die die Worte des Königs in ihm hervorgerufen hatten.

"Streiten wir darüber nicht," entgegnete Murat scharf. "Ueber die Anforderungen dessen, was der eigenen Ehre angemessen ist, urtheilt jeder Mensch für sich selbst am besten, oder es kann vielmehr nur er

allein darüber ein entscheidendes Urtheil fällen. — Doch lassen Sie hören, — welches sind die Bedingungen, die Sie mir mitzutheilen haben?“

„Die erste,“ sagte der Herzog, „und die, welche mir als unbedingt und unerläßlich bezeichnet wurde, ist, daß Euer Majestät für sich und Ihre Nachkommen auf den Thron von Neapel Verzicht leisten.“

„Nimmermehr!“ rief Murat heftig. „Ehe ich in diese entehrende Verzichtleistung willige, vertheidige ich meine Krone bis zu dem letzten Blutstropfen. Für mich selbst dem Throne zu entsagen, dazu könnte ich mich — gedrängt durch die Gewalt des Augenblicks, — entschließen; aber auch auf das Recht meines Sohnes, meiner Nachkommen, zu verzichten, — ein Recht, das von allen Herrschern Europa's anerkannt ist, — würde mir als ein unverantwortliches Unrecht gegen mein ganzes Geschlecht erscheinen. — Raubt die Gewalt mir selbst meine Krone, so kann sie meinen Kindern und Kindeskindern das Recht der Anwartschaft darauf nicht rauben; denn ich bin eben so gut ein König von Gottes Gnaden, wie die Andern alle.“

Ohne auf diesen Widerspruch zu achten, — vielleicht, weil er hoffte, daß ihm dessen Besiegung gelingen würde, fuhr der Herzog von Gallo fort:

„Gegen diese Verzichtleistung wird Eurer Majestät ein ungestörter und ehrenvoller Aufenthalt in den deutschen Provinzen des Kaisers von Oesterreich, so wie ein angemessener Jahresgehalt, zugesichert!“

„Vortrefflich!“ sagte Murat unwillig, und indem er halblaut wie in sich hinein sprach. „Ein ehrenvoller Aufenthalt! — Also nicht einmal ein Gefängniß? Oder doch wenigstens ein so weites, daß es nur von den Grenzen einer Provinz umschlossen ist? Denn die Freiheit, mich nach meinem Belieben an irgend einen andern Ort zu begeben, würde mir wohl schwerlich gewährt werden. — Oder glauben Sie, Herzog, daß meine Freiheit so weit gehen würde?“

„Ich weiß darüber nichts zu bestimmen,“ entgegnete der Herzog finster; „soll ich aber ganz aufrichtig sein, so glaube ich allerdings nicht, daß Eure Majestät sich ohne besondere Erlaubniß aus der Provinz, die Sie zu Ihrem Aufenthalte wählen würden, entfernen dürften.“

„Ich danke Ihnen für Ihre Aufrichtigkeit, Herzog,“ sagte Murat. „Also soll ich unter dem Scheine der Freiheit ein Gefangener sein, so eine Art von unter polizeiliche Aufsicht gestellter Verbrecher, den man einsperret, wenn er sich von dem ihm angewiesenen Orte entfernt!“

„Wie können Eure Majestät einen solchen Vergleich

aufstellen," rief der Herzog von Gallo mit dem Tone des Vorwurfs. — „Wäre es so, dann würde ich einen solchen Vorschlag mit dem entschiedensten Unwillen zurückgewiesen haben.“

„Jetzt aber nahmen Sie ihn an?" fragte Murat gereizt.

„Nein, Euer Majestät," sagte der Herzog. „Ich erklärte, daß ich mich nicht für berechtigt hielt, über irgend einen Punkt, der Sie, Sire, persönlich beträfe, Etwas zu entscheiden.“

„Gut!" entgegnete der König. „Diese Zurückhaltung zeigt mir, daß Sie mich richtig beurtheilten und daß Sie erkannten, ich würde und könnte diese Bedingung nicht eingehen. — Doch weiter! — Welches sind die übrigen Bedingungen?"

„Sie beschränken sich im Wesentlichen auf eine einzige," sagte der Herzog. „Alle übrigen betreffen nur Nebenpunkte, welche sich auf die beiden Hauptpunkte beziehen.“

„Und welches ist dieser zweite Hauptpunkt?" fragte Murat nachlässig, denn er glaubte, daß nach dem ersten, seine Abdankung betreffenden Punkte, jede andere Bedingung ihm gleichgültig sein würde. Auf der Stelle aber sollte er sich überzeugen, daß er sich in dieser Voraussetzung getäuscht hatte.

Ruhig, doch mit scharfer Betonung, als wollte er dadurch die Wichtigkeit dieses Punktes bezeichnen, entgegnete der Herzog von Gallo:

„Vollständige und unbedingte Amnestie für die Anhänger und Diener Eurer Majestät, für Alles, was sie bis zum Abschlusse der Convention gegen die Regierung oder die Person der bourbonischen Königsfamilie unternommen haben, was es auch immer gewesen sei.“

„Und diesen Punkt haben Sie angenommen?“ fragte Murat.

„Angenommen und als gültig unterzeichnet,“ entgegnete der Herzog von Gallo.

„Nun, da haben Sie für meine Anhänger und Diener besser gesorgt, wie für mich selbst!“ entgegnete Murat, welcher die ganze Tragweite dieses Punktes erkannte, da ihm durch denselben jede Hoffnung auf fernere Unterstützung von Seiten der Beamten und des Heeres geraubt wurde. Diese Ueberzeugung aber stimmte ihn sehr bitter, und aus seinem Tone klang diese Stimmung hervor.

„Ich that, was ich für meine Pflicht hielt,“ entgegnete der Herzog zornig, „und ich erlangte, was meiner Ueberzeugung nach unter den gegenwärtigen Umständen zu erlangen war. — Wollen Eure Majestät den Vertrag ratifiziren?“

„Was nützte meine Ratification, da man mich nicht mehr als Herrscher anerkennen will?“ entgegnete der König mürrisch. — „Die Unterschrift des Herzogs von Gallo, der den Vertrag billigte und abschloß, wird für die Erfüllung desselben der andern Seite eine bessere Bürgschaft sein, als die Joachim Murats, der ihn für seine Person verwirft. — Thun Sie daher ganz nach eigenem Ermessen, was Sie für Die, welche die Convention betrifft, so wie für sich selbst, thun zu müssen glauben und am vortheilhaftesten halten.“

Mit diesen Worten eilte Murat, ohne den Herzog zu grüßen, oder ihn nur eines Blickes zu würdigen, nach dem Nebengemache, dessen Thür er heftig hinter sich in das Schloß warf.

Mit finsternen Blicken sah der Herzog ihm nach. Dann murmelte er dumpf in sich hinein:

„Geh nur, eitler Thor! — Dein Glücksschiff ist auf immer zertrümmert, und wahnsinnig müßte Der sein, der, um sich mit Dir in den Wogen begraben zu lassen, das Brack nicht noch bei Zeiten verließ, wenn sich ihm die Gelegenheit dazu bietet. — Wohl mir, daß ich diese Gelegenheit zu erfassen verstand. Auch ohne Deinen Willen ruht die unterzeichnete Convention, die mir Sicherheit, Rang und Ehre unter dem wieder eingesetzten Könige verbürgt, hier auf meiner Brust,

und ohne Besorgniß für mich selbst und meine Freunde kann ich Dich Deinem Schicksale überlassen, indem ich Alles, was Pflicht und Ehre von mir verlangen konnten, für Dich gethan habe, weil ich mich nicht augenblicklich gegen Dich wendete. — Doch jetzt noch länger bei Dir zu bleiben, das möchte mir von dem König Ferdinand übel gedeutet werden.

„Daher schnell fort von hier, um jede Schuld fernerer Verbindung mit Dir in den Augen meines neuen Monarchen von mir zu wälzen.“

Rasch verließ er die Wohnung des gestürzten Königs, eilte nach seiner eigenen, traf hier ohne Säumen die Anstalten zu der schleunigsten Abreise, und verließ kaum eine Stunde darauf mit seinen Dienern und seinem Gepäck Capua.

Viele der angesehensten Beamten und Offiziere folgten seinem Beispiele, denn der Herzog von Gallo hatte vor seiner Abreise noch die Nachricht der zu Casalanza abgeschlossenen Convention verbreitet, und die Meisten waren, gleich dem Herzoge, der Meinung, daß ihnen längeres Verweilen unter den Fahnen Murats von dem rückkehrenden Herrscher übel gedeutet werden würde.

Die Wenigen, die noch treu an König Murat hingen, und unter diesen namentlich dessen Adjutant,

der General Franceschini, theilten Dem, in welchem sie noch immer ihren rechtmäßigen Herrscher erblickten, die Flucht der Treulosen oder Aengstlichen mit, die nur auf ihre eigene Rettung bedacht waren und drangen in ihn, Capua eiligst zu verlassen, da unter den Truppen, nur zwei Bataillone der Garde ausgenommen, jedes Band der Disciplin zerrissen war, und zu fürchten stand, die meuterischen Soldaten möchten auf den Gedanken gerathen, sich der Person Murats zu bemächtigen, um ihn den Feinden auszuliefern und sich dadurch die Erfüllung der Convention von Casalanza, die sie mit Jubel begrüßt hatten, zu sichern; denn sie zweifelten, daß die Feinde sich an dieselbe gebunden fühlen würden, da Murat, wie der Herzog von Gallomitgetheilt hatte, die Unterzeichnung verweigerte.

Sinnend hörte Murat auf die dringenden Mahnungen seiner Getreuen, und als sie ihm die Gefahr schilderten, der er sich durch längeres Verweilen in der Mitte der meuterischen Truppen aussetzte, lächelte er geringschätzig. Als sie geendet hatten, sagte er dann:

„Sie wissen wohl, meine Freunde, daß Murat sich nie durch die Furcht vor Gefahren bestimmen ließ; dennoch gebe ich Ihren Wünschen nach, da mein längeres Verweilen hier zu nichts mehr nützen kann, während sich in Neapel vielleicht noch Etwas retten läßt, jeden-

falls aber mein Herz sich danach sehnt, Weib und Kinder wiederzusehen. Gewiß ist meine gute Karoline in großer Sorge um mich und mein Schicksal, und ich fühle das Bedürfniß, wie die Pflicht, ihr in so schwerer Stunde Trost zu bringen, auch mein Leben für die Meinigen zu erhalten, wenn es wirklich des Schicksals Wille ist, daß ich von dem politischen Schauplatze abtreten und mein Leben als schlichter Privatmann beenden soll. — Treffen Sie daher alle Anstalten zu unserem baldigen Aufbruche."

"Ueberlassen Ew. Majestät diese Sorge mir," nahm Franceschini, der treueste und zuverlässigste von allen Dienern Murats, das Wort; „es ist nöthig, dabei mit Vorsicht und Heimlichkeit zu verfahren, sonst stände bei dem meuterischen Geiste der Soldaten und der gereizten, durch geheime Agenten aufgeheizten Stimmung des Pöbels, zu befürchten, daß man sich der Abreise Eurer Majestät und dem Aufbruche der treu gebliebenen Garde mit Gewalt widersetzte."

"Handeln Sie ganz, wie Sie es für gut halten," sagte der König, der in eine gewisse Apathie versunken zu sein schien. „Ich vertraue unbedingt ihrer Treue, Umsicht und Energie, und werde während dessen auch meinerseits die Vorkehrungen treffen, um bereit zu sein, sobald der Augenblick dazu erschienen ist."

Mit diesen Worten kehrte er in seine innern Gemächer zurück, mit der Hand einen Entlassungsgruß gegen die Anwesenden machend, die dann augenblicklich nach verschiedenen Richtungen davoneilten, den Aufbruch so viel als möglich zu betreiben, denn es hing davon nicht nur die Sicherheit des Königs ab, sondern auch ihre eigene Rettung vor drohender Todesgefahr, weil sie sich nicht verhehlen durften, daß sie die ersten Opfer der zügellos ausbrechenden Volkswuth sein würden, indem diese sich vorzüglich gegen die Franzosen und deren bekannte Anhänger richtete; denn die Masse des Volkes, unter der Bourbonen- und Pfaffenherrschaft absichtlich viele Generationen hindurch in der Dummheit erhalten, war weit davon entfernt, das mancherlei Gute zu erkennen, welches die zehnjährige Regierung der Napoleoniden ihnen gebracht hatte, die allerdings als die Morgenröthe vielfach verbesserter Zustände betrachtet werden durfte, und unter welcher so manches segensreiche Saamenkorn der Civilisation, der Aufklärung und der Freiheit gestreut worden war, die aber zu kurze Zeit gedauert hatte, als daß der Saame bereits hätte Früchte tragen können, besonders solche Früchte, die auch dem blöden Auge der rohen, ungebildeten Menge in ihren ersten Keimen erkennbar gewesen wären.

Ueberdies war der Pöbel im ganzen Lande schon seit längerer Zeit zu Gunsten des vertriebenen Königshauses durch geheime Agenten bearbeitet worden, und auch in Capua, und ganz besonders in der Mitte der Truppen, zeigten sich während der letzten Tage viele fremde Gesichter, Menschen angehörend, deren Physiognomien zum größten Theile keineswegs geeignet waren, Vertrauen zu erwecken, die aber eine ungemeine Thätigkeit entwickelten und auf die Menge, die sie überall um sich zu sammeln verstanden, einen großen Einfluß ausübten, da sie sämmtlich mit Geld reichlich versehen zu sein schienen, und damit keineswegs geizten, vielmehr sich überall freigebig zeigten, als wären sie große Herren, und die begierigen Zuhörer ihrer eifrigen Reden mit Speisen und Getränken bereitwillig tractirten, wo immer ein Wunsch danach laut wurde, und oft sogar auch ohne daß es nöthig war, einen solchen auszusprechen.

Nicht ohne hinreichenden Grund hatten die treuen Anhänger König Murats diesem die Stimmung der Soldaten und der Bevölkerung als gefahrdrohend geschildert, und nur zu bald sollte es sich auf blütige Weise zeigen, wie sehr sie Recht gehabt hatten.

II.

Sturm-Wolken.

Zu eben der Zeit, als die in dem vorhergehenden Kapitel geschilderten Ereignisse in Capua Statt fanden, herrschte auf dem Mercato zu Neapel, diesem Mittelpunkte der Residenz, diesem Herzen der Stadt, von welchem alle belebenden Pulsadern nach den verschiedensten Richtungen auszugehen scheinen, ein noch ungewöhnlicheres Regen und Treiben, als dies ohnehin schon täglich der Fall ist.

Ueberall standen einzelne Gruppen, lebhaft mit einander sprechend, beisammen, und verschiedene Personen schienen es sich zur Aufgabe gemacht zu haben, die Aufregung noch zu vergrößern, indem sie von einer Gruppe zu der andern gingen und bald hier, bald dort, flüsternd einige Worte mittheilten.

Unter diesen eifrigen Personen zeichnete sich besonders ein starker hochgewachsener Mann aus, der durch die über die Schulter gehängte Büchse, den spitzen Filzhut, die enganliegenden Beinkleider, durch Dolch und Pistolen, welche seinen Gürtel zierten, leicht als Calabrese zu erkennen war.

Die hohe Gestalt, der volle schwarze Bart, die scharf gebogene Nase, die feurigen schwarzen Augen, vereinigten sich, diesen Mann zu einer auffallenden, außergewöhnlichen Erscheinung zu machen, und sein ganzes Wesen hatte etwas Imponirendes, Gebietendes, als sei er daran gewöhnt, daß seinem Worte unbedingter Gehorsam geleistet würde, obgleich seine Kleidung nur den wohlhabenden Landmann verrieth.

Der Calabrese trat zu einer Gruppe heran, die sich um den Stand eines Verkäufers der riesigen Angurien von Gaeta gebildet hatte, berührte die Schulter eines Mannes in schlichter Kleidung, — allem Anscheine nach ein Kleinrämer — und flüsterte ihm zu:

„Hast Du es schon gehört, Stefano?“

„Was denn, Carlo?“ fragte der Spießbürger, dessen volles, rothes Gesicht mit den kleinen blitzenden Augen aber eine seltene Schlaueit verrieth, und der sich bei der Berührung des Calabresen rasch umgewendet hatte.

„Daß der Telegraph seine nahe Abreise von Messina verkündete;“ entgegnete Carlo. „In wenigen Tagen dürfen wir ihn daher hier erwarten, und es ist deshalb Zeit, zu handeln, sollen nicht unsere Hoffnungen vereitelt werden.“

„Gut, gut,“ sagte flüsternd der rothbackige Stefano, indem er sich zugleich vorsichtig umsah, als fürchtete er, belauscht zu werden. „Was ist aber zunächst zu thun?“

„Das soll heute Abend in der Vendita berathen werden,“ erwiederte Carlo. „Die Bettern sind deshalb zu einer allgemeinen Versammlung zu berufen, und auch Du mußt es Dir angelegen sein lassen, so Viele als möglich zu benachrichtigen, denn es ist wünschenswerth, und überdies Befehl des Großmeisters, daß sich alle guten Bettern, die zu benachrichtigen sind, versammeln. — Geh und vollziehe Deinerseits diesen Befehl, wie ich es mir bereits seit einer Stunde angelegen sein lasse. — Uebernimm Du den Toledo und den Strand der heiligen Lucia.“

Stefano folgte ohne Säumen dieser Aufforderung, und während er sich durch die dichte Menge drängte, hörte er rechts und links theils laute Gespräche, theils leises Geflüster, wie wir es hier im bunten Gemisch folgen lassen:

„Ist es denn wahr? Der König ist von Messina abgesehelt?“

„Narr! Der König war nie in Messina, sondern irrt flüchtig in Italien oder Frankreich umher!“

„Hund von einem Muratisten! Nimm Dich vor meinem Messer in Acht!“

„Ich fürchte mich nicht vor Deiner Klinge, denn Du bist zu feig, wie alle Fernando's!“ entgegnete lachend der Anhänger des vertriebenen Königs, während der des zurückwarteten, den ihm gemachten Vorwurf rechtfertigend, sich brummend entfernte.

„Da wird es Festbarkeiten aller Art geben!“ hieß es in einer anderen Gruppe. „Eine glänzende Illumination kann nicht ausbleiben!“

„Seifensieder!“ antwortete höhrend eine Stimme auf diese Freudenäußerung.

„Lustige Tage!“ jubelte ein Pazzarone, der in der Mitte mehrerer Kameraden stand. „Merkt Euch nur die Häuser aller Muratisten; denn die gehören uns, so bald unser vielgeliebter König Ferdinand, den der heilige Januarius segnen möge, seinen Einzug hält!“

„Luciano denkt gewiß an die Tage des Cardinal Russo, wo es hier auf eben diesem Platze so munter zugeht,“ bemerkte ein Anderer aus dem Haufen, „aber

so gut wird es Dir schwerlich wieder werden, alter Schelm!"

"Schweig, Safrangesicht," rief unwillig Luciano, welcher die spöttische Aeußerung seines Kameraden gehört hatte; "Du würdest gewiß nicht müßig bleiben, wenn ein zweiter Cardinal Ruffo uns solche Festtage bereiten wollte, wie der erste."

"Mag sein!" entgegnete der Gescholtene, "aber so arg, wie Du es damals getrieben haben sollst, würde ich es dennoch nicht machen, sondern mich mit Gold begnügen, während Du nur nach Blut gierig warst."

"Gold!" höhnte Luciano. Richtig, Freund Domenico; denn wir Alle wissen ja, daß Du ein Nägelbeißer *) bist.

Wüthend griff Domenico nach dem Dolche, und es würde vielleicht unter diesen stets zu blutigen Kämpfen geneigten Menschen zum tödtlichen Streite gekommen sein, wäre nicht in diesem Augenblicke der laute Ruf erschallt: "Platz! Platz!" worauf die Menge zu beiden Seiten auseinanderwich, um einem jener eigenthümlichen Zeichenzüge Raum zu geben, wie unter allen christlichen

*) Mit diesem Ausdrucke bezeichnen die Neapolitaner einen Geizigen, um damit anzudeuten, daß er, um seinen Hunger zu stillen, seine eigenen Nägel anbeißt.

Städten vielleicht nur allein Neapel sie sieht, oder wie sie wenigstens nur in diesem Lande üblich sind.

Ein zahlreicher Zug ver mummtter Gestalten drängte sich durch die Menge. Weite weiße Mäntel umgaben diese Menschen bis zu den Füßen, so daß es unmöglich war, auch nur ihr Geschlecht zu erkennen; und als ob es eine Schande sei, dem Verstorbenen durch die Begleitung zu seinem Grabe die letzte Ehre zu erweisen, waren die Köpfe des Leichengefolges mit hohen weißen Mützen bedeckt, welche die spitze Gestalt eines Trichters hatten und die selbst das Gesicht verhüllten, von dem nichts zu sehen war, als die Augen, welche unheimlich und geisterhaft aus den Löchern hervorleuchteten, die in die Mützen geschnitten waren, damit diese bezahlten Leichenbegleiter, denen jeder Gedanke der Trauer fremd war, ihren Weg finden konnten.

Einige dieser Vermummtten trugen brennende Wachskerzen in den Händen, andere vergoldete Kruzifixe und sie umgaben einen gelben, buntverzierten Sarg, in welchem die Leiche offen lag, denn erst vor dem Einsenken in die Grube wird der Sarg geschlossen.

Kein Leidtragender, keiner von den Angehörigen des Todten, folgte diesem zu seiner letzten Ruhestätte, denn die Volkssitte läßt dies als unpassend erscheinen, und die Bruderschaft der weißen oder der schwarzen Büßen-

den übernimmt diese fromme Pflicht, freilich ohne alle wirkliche Trauer um den Todten.

Als der Zug an dem Calabresen Carlo vorüberkam, nickte eine der verumminten Gestalten diesem zu, wie einem alten Bekannten, und sagte dazu halblaut, um die Feierlichkeit des Zuges nicht zu stören:

„Führt Dich Wichtiges nach der Stadt, mein guter Better?“

Carlo sah den Büßenden forschend an, als wollte er aus der Farbe seiner Augen erkennen, wer Der war, der das Bundeswort zu ihm gesprochen hatte, wie es schien, in besonderer Absicht, und in der That mußte er den Vermummten erkannt haben, denn rasch trat er dicht zu demselben heran, und flüsterte:

„Bist Du es, Giulio?“

Der Büßende nickte bejahend.

„Heut Abend in der Alta-Bendita!“ raunte Carlo ihm zu und er schien noch etwas hinzufügen zu wollen; doch er wurde daran durch den lauten Ruf: „Der Hund! Der Hund!“ verhindert, der mit den Tönen der Angst und des Entsetzens ringsumher von der Menge ausgestoßen wurde, welche wie Spreu vor dem Winde auseinanderflog, so daß man in dem leeren Raume, der wie durch Zaubergewalt entstanden war, einen Hund wahrte, der alle Zeichen des Tollseins an sich trug,

und gerade auf einen jungen Mann zuraunte, welcher wenige Schritte hinter dem Sarge herging, den Kopf auf die Brust herabgesunken, und so ganz von Trauer ergriffen, daß er den Angstruf nicht hörte, und die Annäherung des Hundes nicht bemerkte oder wenigstens nicht beachtete.

Der junge Mann war der einzige Sohn des Todten, eines Franzosen, der als Beamter König Murats dem Gesetze desselben, sich nationalisiren zu lassen, um im Dienste zu bleiben, gehorchend, fern von seinem Vaterlande gestorben war.

Der Sohn hatte es bei der ihm bekannten Volkssitte nicht gewagt, derselben öffentlich entgegenzutreten, indem er seine Trauer als Leidtragender zur Schau stellte und sich dem Mitleid, vielleicht sogar dem Spotte, Preis gab, aber das Gefühl der Ehrfurcht für einen theuren Verstorbenen, welches er aus dem Lande, in welchem er das Licht der Welt erblickt hatte, mitbrachte, machte es ihm zur heiligen Pflicht, dem geliebten Vater, in welchem er Alles verlor, was ihm auf Erden theuer war, wenigstens verstohlen, ungekannt und unbeachtet, das letzte Geleit zu geben.

Schon war der Hund nur noch einen Schritt von dem trauernden Sohne entfernt, schon öffnete er das Maul, um nach dem Unglücklichen zu beißen, der

dann unrettbar einem qualvollen Tode überliefert worden wäre, da riß Carlo, schnell wie der Blitz, die nie fehlende Büchse von der Schulter, und sein Schuß streckte das wüthende Thier in eben dem Augenblicke todt zu Boden, als der junge Mann verloren zu sein schien.

„Evviva!“ ertönte es laut jubelnd von allen Seiten, und Viele drängten sich herbei, dem wackern Schützen die Hand zu schütteln, als hätte er ihnen selbst das Leben gerettet. Und wohl mochte dies der Fall sein, denn wie viel Unglück hätte der Hund ohne diesen Meisterschuß noch anrichten können, ehe der Tod ihn von anderer Hand ereilte.

Durch die allgemeine Bewegung, die rings um ihn her Statt fand, wurde der Gerettete aus der Versunkenheit seines Schmerzes erweckt; er erkannte, welcher entsetzlichen Gefahr er durch die rasche That des Calabresen entrisen worden war, und mit überströmendem Gefühle eilte er auf Carlo zu, ergriff seine Hand, und drückte sie ihm herzlich, indem er ihm dabei mit seinem offenen, großen, aber von Trauer umflorten Auge in das Gesicht sah.

„Ich danke Ihnen,“ sagte er, „danke Ihnen von ganzem Herzen, doch nicht dafür, daß Sie mir das Leben erhielten, denn dieses hat an und für sich keinen Werth für mich!“

„Wie, so jung noch, und schon so entmuthigt, so lebensüberdrüssig?“ fragte der Calabrese, indem er des Jünglings Händedruck eben so herzlich und beinahe etwas zu derb erwiderte, wie die schmerzhaft verzogene Miene des Jünglings vermuthen ließ. „Legen Sie aber wirklich so wenig Werth auf das Leben,“ fuhr er dann fort, „so haben Sie auch wenig Ursache, mir zu danken.“

„Glauben Sie das nicht,“ entgegnete der Jüngling; „denn wenn mein Leben auch keinen Werth für mich besitzt, so hat es doch noch einen Zweck; und dieses Zweckes wegen fühle ich mich Ihnen zu aufrichtigem Danke verpflichtet, denn ohne Sie wäre mir dessen Erreichung unmöglich gewesen.“

„Und was ist das für ein Zweck?“ fragte der Calabrese theilnahmvoll. „Darf ich ihn kennen? Vermag ich Ihnen darin vielleicht Beistand zu leisten?“

„Es wäre möglich,“ erwiderte der junge Franzose trübe, „aber schwerlich dürften Sie dazu geneigt sein, wenn ich Ihnen sage, daß dieser Zweck die Rache ist!“

„Die Rache!“ wiederholte Carlo rasch. „Da irren Sie sehr, junger Mann, denn kein anderes Gefühl hätte mich zu Ihrem Beistande geneigter machen können, als eben die Rache, von der auch mein Herz in gerechter

Veranlassung durchglüht wird. — Hier meine Hand — ich stehe Ihnen zu der Erreichung Ihres Lebenszweckes bei, wie ich im Fall der Noth auf Ihren Beistand rechne. — Wen aber haben Sie zu rächen und an wen?“

Während dieses Gespräches waren Carlo und sein Begleiter unwillkürlich dem Leichenzuge gefolgt. Der Jüngling streckte jetzt seine Hand gegen den Sarg aus, und sagte mit dem Tone neu erwachenden Schmerzes: „Dort wird mein Vater zu Grabe getragen, er starb mißhandelt, beraubt, entehrt, ermordet durch einen mächtigen Feind. — Dies sagt Ihnen hinlänglich, wen ich zu rächen habe. — An wem? — Das darf ich nicht wagen, hier auf öffentlicher Straße auszusprechen, denn der Mann, dessen Namen ich Ihnen nennen müßte, ist gar hoch angesehen und gefürchtet.“

Gespannt durch die Worte des Jünglings, entgegnete Carlo:

„Nun wohl, so lassen Sie uns irgend eine einsame Taverne aufsuchen, wo Sie mir ungehört und ungestört Ihr Herz ausschütten können, und sei der Mann auch noch so hochgestellt, noch so mächtig und gefürchtet, ich fürchte ihn nicht, und ich ziehe das Versprechen meines Beistandes nicht zurück!“

„Jetzt kann ich Ihnen nicht folgen!“ sagte der

Jüngling kopfschüttelnd. „Ich muß meinen armen geliebten Vater bis zu seiner letzten Ruhestätte begleiten, und nach der frommen Sitte meines Vaterlandes auf seinen versenkten Sarg die erste Hand voll Erde mit dem Wunsche werfen, daß sie ihm leicht sein möge!“

„Das mag ein ganz schöner Brauch sein,“ sagte Carlo, „und ich will Sie demselben nicht untreu machen, obgleich wir hier zu Lande nicht einsehen, was die Lebenden mit den Todten zu schaffen haben können. — Wann aber, und wo, sehen wir uns wieder? — Denn wir dürfen uns so nicht trennen, und Sie müssen mir die Geschichte Ihres Leidens, den Grund Ihrer Rache, erzählen, — wenn Sie mich nämlich Ihres Vertrauens würdig halten?“ fügte er mit einem prüfenden Blicke in des Jünglings Gesicht hinzu.

„Gewiß! Gewiß!“ versicherte dieser, „und wenn Sie mich nach dem Begräbniße in meiner Wohnung besuchen wollen —“

„Heute ist es mir nicht möglich,“ unterbrach ihn Carlo, „denn ich habe Geschäfte, die wichtig und unaufschiebbar sind. — Doch da fällt mir eben ein —“

Mit diesen Worten ergriff er die Hand des Jünglings, und zeichnete mit dem Zeigefinger der rechten Hand auf dem Vordergliede von dessen Daumen ein

großes C, in dessen Rundung er die Spitze des Fingers aufdrückte, als wollte er einen Punkt machen.

Fragend sah der Jüngling ihn an, schüttelte den Kopf und sagte mit dem Ausdrücke des Staunens:

„Ich verstehe Sie nicht!“

„So sind Sie also nicht Carbonaro?“

„Nein!“ entgegnete der Jüngling.

„Wollen Sie es werden,“ sagte Carlo, „so bin ich bereit, Sie morgen einzuführen, denn leicht kann der Orden Sie zur Ausführung Ihrer Rache unterstützen, da er selbst theilweise der Rache gewidmet ist.“

„Ich habe schon so viel davon gehört,“ erwiderte der junge Mann, „daß ich mit Freuden auf Ihren Vorschlag eingehe, — wenn ich nämlich der Aufnahme würdig befunden werde.“

„Das wird sich zeigen, wenn Sie die Prüfungen bestehen, wie ich hoffe. — Jetzt aber, mein junger Freund, muß ich mich von Ihnen trennen. — Sagen Sie mir nun, wann und wo ich Sie morgen finden kann.“

„Ich heiße Jean Aubusson,“ entgegnete der junge Mann, „und werde Sie den ganzen morgenden Tag in meiner Wohnung erwarten.“

Dann bezeichnete er diese dem Calabresen, und

durch die eigenthümlichen Verhältnisse einander schnell nahe gebracht, trennten sich die Beiden als Freunde, die kaum eine halbe Stunde zuvor gegenseitig noch nicht von einander gewußt hatten, daß sie auf der Welt waren.

III.

Ein Anheils-Sendling.

Freudige Aufregung herrschte in dem königlichen Palaste zu Messina, wo König Ferdinand IV., aus seinem Erblande Neapel durch die Gewalt der französischen Waffen vertrieben, seine Residenz aufgeschlagen hatte, während die Napoleoniden auf dem Throne saßen, von welchem das Kriegsglück und die Sünden ihres Geschlechtes die Bourbonen herabgeschleudert hatten, den sie aber jetzt auf's Neue zu besteigen hofften, nachdem Bellona ihrem bisherigen Günstlinge, Murat, den Rücken gekehrt hatte und er, bei Tolentino geschlagen, als Flüchtling sich auf dem Wege nach seiner Hauptstadt befand.

Wohl hatte daher die vertriebene Königsfamilie Grund zu der Freude, welche in dem Palaste von allen

Gesichtern strahlte. Doch nicht von Gefühlen des Dankes gegen die Vorsehung, die so gnädig das verlorene Gut zurückerstatten zu wollen schien, fühlten sich die Machthaber erfüllt; nicht zu Handlungen der Milde und des Wohlthuns wurden sie durch das ihnen lächelnde Glück angeregt, sondern nur Gedanken des Hasses und der Rache schwellten ihre Herzen und in der Freude, welche in dem Königspalaste zu Messina herrschte, sannten die Machthaber auf schwarze, blutige Thaten, auf Thaten, vor denen selbst Satan hätte erbeben können, denn es galt, das Glück, die Existenz, das Leben vieler Hunderte von Unschuldigen zu vernichten, nur um das eingebildete oder vorgebliche Unrecht Derer zu bestrafen, welche unter der Regierung des Königs, der sieben Jahre lang ihr rechtmäßiger und anerkannter Herrscher gewesen war, und dem sie den Eid der Treue und des Gehorsams geschworen, gewissenhaft die Pflichten ihres Amtes und ihres Dienstes erfüllten.

Alle Die, welche sich nicht als Verräther und Meineidige gezeigt hatten, galten in den Augen der Bourbonen und ihrer dienstwilligen Creaturen als Anhänger des verhaßten Abenteurers, der als Emporkömmling den Thron bestieg, welchen sie selbst nicht zu behaupten gewußt, und der durch manches Mitglied ihres Geschlechtes durch Verbrechen besudelt worden

war. Die Anhänger und Diener Murats, Hochverräther in den Augen der neapolitanischen Camarilla, waren daher im Voraus als Opfer der Rache bezeichnet, Untergang und Verderben aber allen Denen geschworen, von denen erwiesen war, oder auch nur behauptet oder vermuthet wurde, daß sie dem König Murat persönlich Liebe und Anhänglichkeit widmeten. Muratist zu sein, galt für ein todeswürdiges Verbrechen, und da die Zeit zu der offenen Bestrafung desselben für die Rachedürstigen mit unerträglicher Langsamkeit säumte, sollten List, Tücke, Verrath und Grausamkeit vorausgeschickt werden, ein blutiges und ungesetzliches Gericht zu üben.

Die Schergen zur Vollstreckung dieses Gerichtes auszusenden, und so die Bahn zu dem bevorstehenden Triumpheinzuge König Ferdinands IV. auf den für immer verloren geglaubten Thron seiner Väter mit Blut zu färben, wie man anderwärts den Pfad aus der Bedrängniß heimkehrender Herrscher mit Rosen und anderen Blumen von gleicher Farbe roth zu bestreuen pflegt, ging der Minister des Königs von Sicilien, der bald auch wieder König von Neapel sein sollte, der Marquis Tommaso, mit ungeduldigen Schritten in seinem Arbeitscabinette auf und nieder, von Zeit zu Zeit unwillige Blicke auf die Eingangsthür richtend, als

erwarte er das Kommen irgend einer Person, die durch unverantwortliches und unehrerbietiges Zögern den Zorn des mächtigen Ministers erregte, der bei Hofe in der höchsten Gunst stand, obgleich sein Verdienst sich bis jetzt beinahe lediglich auf ein von ihm verfaßtes Lobgedicht beschränkte, das von den höchsten und allerhöchsten Herrschaften mit besonderer Gnade aufgenommen wurde.

Der Marquis Tommaso war noch jung im Verhältniß zu dem hohen Posten, den er bereits bekleidete, und zu dem er wahrlich nicht durch höhere Begabung berufen wurde; denn, mit geringen Kenntnissen ausgerüstet, kamen seiner Mittelmäßigkeit nur sein Ehrgeiz, seine Anmaßung, seine hohe Meinung von sich selbst, und seine unersättliche Habgier, gleich. Noch sehr jung, als er Neapel verließ, war sein Name in dem Lande so gut wie gänzlich unbekannt, und gleichwohl war dieser, in vielfacher Beziehung durchaus unbedeutende Mensch dazu bestimmt, in dem unglücklichen Lande einen großen Einfluß auszuüben, und schon jetzt über dasselbe zahlloses Elend zu verhängen, wenn man ihm auch die Gerechtigkeit widerfahren lassen muß, daß er in dieser Beziehung mehr als gefügiges Werkzeug höheren Willens, denn als unmittelbarer Vollstrecker desselben, anzuklagen ist.

„Endlich!“ rief der Marquis Tommaso, als jetzt ein Kammerdiener meldete: „Seine Durchlaucht, der Fürst von Canosa!“ und gleich darauf der Angemeldete, ein Mann im Anfange der funfziger Jahre, in das Arbeitscabinet des Ministers trat, dessen Ausruf der Ungeduld er vernommen hatte, als er im Begriffe stand, über die Schwelle zu treten.

Da der Fürst Canosa zugleich die unwillige Miene des Ministers erkannte, mit dem er auf einem guten Fuß zu bleiben wünschen mußte, sagte er, um einer vielleicht zornigen Anrede zuvorzukommen, indem er sich mit der Geschmeidigkeit des ächten Höflings verbeugte:

„Ew. Excellenz werden mich, wie ich hoffe, gnädigst entschuldigen, daß ich Sie über die mir bezeichnete Zeit warten ließ, wenn ich Ihnen sage, daß Ihre Majestät die Königin mir die Gnade einer besondern Audienz bewilligte, um mir in Beziehung auf die bevorstehende Unternehmung allerhöchstihre Ansichten mitzutheilen, mir verschiedene Winke zu geben, und einige Personen und Familien meiner ganz besondern Berücksichtigung zu empfehlen. So eben erst wurde ich von Ihrer Majestät auf das Guldvollste entlassen, und wenn ich mich darüber einer Versäumniß gegen Eure Excellenz schuldig machte, so —“

„Schon gut, schon gut, mein lieber Fürst,“ entgegnete der Minister, auf dessen Gesicht die Erwähnung von der besondern Huld der Monarchin gegen den Fürsten Canosa augenblicklich die freundlichsten Mienen hervorgerufen hatte. „Es bedarf bei Ihnen wahrlich keiner Entschuldigung wegen der Verspätung um einige Minuten, und wenn ich dessenungeachtet mir eine Aeußerung der Ungeduld entchlüpfen ließ, so muß ich Sie bitten, dies dem Umstande zu Gute zu halten, daß meine Zeit durch dringende Geschäfte der verschiedensten Art auf eine kaum glaubliche Weise in Anspruch genommen ist, so daß ich in der That mit jeder Minute geizen muß.“

Der Fürst von Canosa wollte hier wieder einige Worte leerer Höflichkeit einschieben, der Minister Tommaso aber verhinderte dies, indem er rasch hinzufügte:

„Deshalb lassen Sie uns auch sogleich zur Sache kommen, und dieselbe so schnell als möglich beendigen. Nach unseren vorhergegangenen Besprechungen genügen dazu wenige Minuten. Empfangen Sie daher die Ihnen bereits mündlich mitgetheilten Instructionen in diesem Actenstücke, von welchem ich eine vidimirte Abschrift nehmen ließ, um jedem später etwa möglichen Mißverständnisse vorzubeugen.“

Canosa empfing mit einer dank sagenden Verbeugung das Schriftstück, steckte es in die Tasche, und entgegnete dann mit freundlicher, beinahe demüthiger Miene, dennoch aber mit einem Tone, der einen leisen Anflug der Ironie trug:

„Ich bin Euer Excellenz für die rücksichtsvolle Vorsicht um so mehr verpflichtet, als es mein aufrichtigster Wunsch ist, jedes Mißverständniß unter uns vermieden zu sehen, und mit Ihnen auf dem besten Fuß zu stehen, wenn wir Collegen sind, was hoffentlich schon in sehr kurzer Zeit der Fall sein wird; denn es ist Euer Excellenz bekannt, daß mir für das glückliche Vollbringen meiner Sendung das Polizeiministerium Neapels zugesichert worden ist, sobald unser allernädigster König, Ferdinand IV., den Gott segnen möge, den Thron seiner Väter wieder bestiegen haben wird. Daß dies glückliche Ereigniß aber schon in der allernächsten Zukunft, vielleicht bereits nach der Dauer von Wochen, wohl gar von Tagen, Statt finde, dazu denke ich durch die mir übertragene Sendung wesentlich beizutragen; denn das Gelingen derselben bezweifle ich nicht einen Augenblick.“

Als der Fürst von Canosa diese lange ruhmredige Phrase begann, biß der Marquis Tommaso sich auf die Lippen, indem, von Jenem unbeachtet, dunkle Röthe

des Unwillens seine Wangen überzog; denn wohl erkannte er, daß Canosa ihm mit Hohn andeutete, er würde bald auf gleicher Stufe mit ihm stehen, und dann — trotz seiner collegialischen Freundschaftsver sicherungen — nicht mehr nöthig haben, sich durch Ver sicherungen der Hochachtung und Ergebenheit anzu strengen. Tommaso gewann indeß durch die lang athmige Rede seines zukünftigen Collegen, der die An wartschaft auf das Minister = Portefeuille auf eine, in andern Ländern, wenigstens in unserer Zeit, schwerlich für möglich gehaltene Weise gewinnen sollte, die volle Zeit, seine Fassung und Selbstbeherrschung wieder zu erringen, und als der Fürst von Canosa jetzt schwieg, sagte der Minister Tommaso:

„Auch ich zweifle nicht an diesem glücklichen Ge lingen, durch das unseren Gebietern der Weg zum Throne, uns aber zu Macht, Ehre und Reichthum, ge ebnet werden soll. Um dasselbe aber auf jede Weise zu sichern, wird Geld erforderlich sein, — viel Geld“ — fügte er mit einem Seufzer hinzu, der seinen geizigen Character zeigte, da die Summe, welche er wegzugeben im Begriffe stand, ihm selbst nicht das ge ringste Opfer kostete, wenn es auch aus der von ihm verwalteten Casse stammte. — Dann fügte er hinzu:

„Empfangen Sie hier die Anweisungen und die

Creditbriefe auf die Gelder, deren Sie zu dem Beginn und der kräftigen Durchführung der Unternehmung bedürfen werden."

Der Fürst von Canosa empfing die bezeichneten Papiere mit einer stummen Verbeugung, und sagte dann mit leichtfertigem Tone und einem Anfluge herzloser Ironie:

"Allerdings sind Werkzeuge der Art, wie ich ihrer bedarf, ziemlich theuer, wenn auch weniger durch die erste Gewinnung, als durch die spätere Unterhaltung derselben, und überdies werde ich den ersten Keim meiner Streitkräfte ziemlich mühsam zusammensuchen müssen."

"Ihnen diese Mühe zu ersparen, haben wir bereits unsere Vorkehrungen getroffen," entgegnete Tommaso mit eigenthümlichem Lächeln. "Die tapferen Schaaren des Fra Diavolo, Ronca und Guariglia, die bei ihren Unternehmungen gegen die Muratisten schon seit längerer Zeit aus den königlichen Cassen unterstützt werden, haben bereits die Weisung empfangen, in Ihnen ihr allgemeines und höchstes Oberhaupt zu erkennen, Ihnen jede in ihrer Macht stehende Unterstützung angedeihen zu lassen, und allen Ihren Befehlen unbedingt zu gehorchen. — Um Ihnen aber den ersten Kern Ihrer Truppen zu liefern, werden Sie bei Ihrer

Instruction den Befehl an den Director von Ponza finden, Sie ganz nach Ihrer Wahl von seinen Untergebenen die nöthigen Mannschaften auslesen zu lassen. — Und nun, mein lieber Fürst, Gott befohlen, und Glück auf den Weg," schloß der Marquis Tommaso, indem er dem Fürsten freundschaftlich die Hand reichte und ihm dadurch das Zeichen gab, daß die Audienz beendigt sei, die er seinem künftigen Kollegen, der sich jetzt noch vor ihm bücken mußte, als gebietender Minister gnädigst gewährt hatte.

Wohl erkannte Canosa die Bitterkeit der Bille, die ihm durch den Minister gereicht wurde, aber er verschluckte dieselbe, nach Höflingsart, mit süßlich lächelnder Miene, jedoch unter dem stillschweigenden Vorsatze, bei Gelegenheit Vergeltung zu üben. Dann verabschiedete er sich von dem Minister, zufrieden mit dem Erfolge, den er für den Augenblick erzielt hatte, und verließ den Palast, um sich zu der Abreise vorzubereiten, die er schon am nächsten Tage zu bewirken beabsichtigte, denn bei der Unternehmung, die er vorhatte, waltete Gefahr im Verzuge.

Werfen wir aber, als unpartheiische Leser, einen Blick auf die tapferen Schaaren, auf deren Beistand der mit der königlichen Sendung vertraute Fürst von Canosa nach den officiellen Worten des

Ministers angewiesen war, und die, wie wir erfuhren, schon seit längerer Zeit in dem geheimen Solde der Bourbonen standen, so bezeichnen die drei Namen Fra Diavolo, Ronca und Guariglia, drei berühmte Räuberhauptleute, welche in den Gebirgen Calabriens und der Abruzzen mit empörender Grausamkeit schon seit Jahren ihr Unwesen trieben, ohne daß die Anstrengungen der Behörden es vermochten, der Führer habhaft zu werden, oder die Banden zu vernichten. Freilich ist aber diese Erfolglosigkeit der Angriffe auf diese Räuberbanden leicht erklärlich, nachdem man aus den vorstehenden, historisch erwiesenen Mittheilungen erfahren hat, aus welcher Quelle diese Verbrecher Befehle und Unterstützungen empfangen.

Was aber war das für ein Kern der Truppen, auf welchen der Minister Tommaso den Fürsten Canosa anwies? Man wird es kaum glauben, aus was für Menschen diese Kerntruppen bourbonischer Machtvollstreckungen bestanden, und dennoch ist dieser Punkt des Sündenregisters der Bourbonen Neapels so unwiderleglich festgestellt, daß selbst die unbedingtesten Vertheidiger dieser gesunkenen und gestürzten Dynastie kein Leugnen wagen dürfen. Wir werden diesen gepriesenen Kern bald näher kennen lernen.

IV.

Die Kerntruppen einer bourbonischen Expedition.

An der westlichen Küste Italiens, in grader Richtung von Neapel, steigt schroff und steil aus dem Meere die Felseninsel Ponza empor, die größte der pontinischen Inselgruppe. Dede und fahl, nur aus unfruchtbarem Gestein gebildet, auf dem kaum hier und dort ein Baum, ein Gebüsch sich zeigt, das Auge, durch das einförmige Grau der Felsen ermüdet, durch sein spärliches Grün erquickend, gewährt diese Insel ein trauriges Bild der Unfruchtbarkeit und Verlassenheit, und das peinliche Gefühl, welches dadurch in Denen erweckt wird, die sich diesem Eilande freiwillig, öfter aber gezwungen, nahen, wird noch gesteigert durch den Anblick der mächtigen Gebäudemasse, die auf diesem Felsen aufgeführt ist, und mit demselben verwachsen zu sein scheint, so

eintönig verschwimmen die Mauern der grauen Quadern, die aus dem Fels gebrochen sind, mit diesem selbst.

Ueber die Bestimmung dieser Gebäude schwindet bei dem Beschauer jeder Zweifel, sobald er, der Insel näher kommend, den breiten Graben gewahrt, der die Mauern umgiebt, die Doppel-Schildwache, die in gleichmäßig abgemessenen Schritten bei Tag und Nacht vor der Zugbrücke auf und nieder geht, die über den Graben zu dem einzigen Eingangsthore führt, und die wenigen, kleinen, mit schweren Eisengittern versehenen Fenster, welche in die hochauftrebenden Außenmauern gebrochen sind.

Unwillkürlich muß das Herz eines jeden Menschen, der die Bestimmung Ponza's nicht bereits kennt, sich bei der Annäherung an die Felseninsel mit einem peinlichen Gefühle zusammenziehen und der Gedanke bei ihm entstehen: „Das ist ein Gefängniß! Das ist der Aufenthaltsort schwerer Verbrecher!“

Und so ist es auch in der That, denn Ponza dient als Zuchthaus und wird, begünstigt durch seine Lage, zu der Aufbewahrung des Auswurfes der Menschheit verwendet; denn Flucht ist von hier aus den eingesperrten Züchtlingen unmöglich, obgleich ihre Masse aus den verwegensten Banditen ganz Italiens zu bestehen pflegt.

Nur allgemeine Meuterei der Gefangenen könnte zu deren Befreiung führen, und da diese sich nach dem Charakter der Mehrzahl der hier eingesperrten Züchtlinge erwarten läßt, ist die Garnison zahlreicher, als es unter anderen Umständen erforderlich wäre; zu dem Director oder Kommandanten der Anstalt wird jederzeit nur ein Mann von anerkannter Energie gewählt, und auch die Unterbeamten, die Schließer, das ganze Dienstpersonal, welches mit den Gefangenen in nähere persönliche Berührung kommt, besteht aus Leuten, auf deren Entschlossenheit der Kommandant sich eben so unbedingt verlassen kann, wie auf ihren Muth, ihre Kraft und Geistesgegenwart.

So öde die Felseninsel Ponza sich dem Auge zeigte, so einsam und still Alles rings um das Gefängniß her war, so laut und lärmend, ja sogar lustig, ging es gleichwohl in dem Innern desselben zu, wo eben auf dem großen Hofe zu der Freistunde die sämtlichen Gefangenen der freien Luft genossen, wobei ihr wildes Lachen, die entsetzlichen Flüche, die von den Lippen der Meisten ertönten, das Gerassel der Ketten, welche Alle trugen, und an denen Einige schwere Kugeln nachschleppten, auf jeden Beschauer, der zum ersten Male hier eintrat, anekelnd gewirkt haben würden, während die Aufseher und Schließer, die rings umherstanden, jeden Exceß

sogleich mit unerbittlicher Strenge zu bestrafen, mit gleichgültigen Blicken auf das ihren Augen vertraute Bild sahen, und sich damit begnügten, hier oder dort ein drohendes „Ruhe“ in die hin und her wogende Menge zu rufen, wenn Einer oder der Andere von der Bande zu laut wurde.

Eine größere Zahl der wilden Burschen, aus denen die unfreiwillige Bewohnerschaft Ponza's besteht, hatte sich um einen Menschen gruppiert, der sich unter der Menge vortheilhaft durch sein Aeußeres auszeichnete. Seine hohe Gestalt wurde noch mehr hervorgehoben durch das schönste Ebenmaß der Glieder, welche zugleich Kraft und Gewandtheit verriethen; seine Stirn, höher und offener, als sie den Südländern eigenthümlich zu sein pflegt, trug das Gepräge des Geistes, sein feuriges Auge, nur zuweilen unheimlich unter den langen Wimpern hervorblitzend, das der Entschlossenheit und Klugheit, und nach seiner ganzen Erscheinung konnte man diesen Menschen nur mit Bedauern unter einer solchen Umgebung, in solchen Verhältnissen erblicken; denn er schien zu etwas Besserem geboren zu sein, und unwillkürlich fühlte die Neugier sich angeregt, zu erfahren, welche Verhältnisse es gewesen, die einen solchen Mann in die Mitte der gemeinsten Verbrecher der niedrigsten und ungebildetesten Klassen der menschlichen Gesellschaft

Neapels geführt hatte, auf dessen, von der Natur so reich begabtem Gebiete die Bildung selbst bei den höheren und wohlhabenderen Ständen auf einer so tiefen Stufe steht.

Der Mann, der in eleganter Kleidung und in einem reich decorirten Salon durch seine Figur und die natürliche Anmuth seiner Bewegungen, der Rolle eines Grafen oder Fürsten vielleicht mehr Ehre gemacht haben würde, als mancher dieser hochgeborenen Herren, welche in Neapel ihren Adel und die Würde ihres alten Namens nur durch ihre Abstammung und ihren colossalen Reichthum aufrecht zu halten vermögen, während sie an Bildung, Kenntnissen und Adel der Gesinnung zum bei weitem größeren Theile tief unter ihren Standesgenossen des Nordens stehen, unterhielt seine Zuhörer allem Anscheine nach durch Züge und Anekdoten aus seinem Leben, denn mehrmals ertönten aus dem ihn umgebenden Kreise beifälliges Gelächter und laute Bravorufe. Wer ihm aber zugehört hätte, der würde sich leicht überzeugen haben, daß die Auszeichnung der Gestalt, der ganzen Erscheinung dieses Menschen, der Adel, der auf seiner Stirn, in seinem Auge, in seinem Wesen herrschte, nichts war, als ein trügerisches Spiel der Natur, welches diese äußern Vorzüge mit tiefer Gemeinheit der Gesinnung, der Schwäche des Herzens vereinigte; denn

in den rohesten Ausdrücken, in einer Sprache, wie nur die niedrigsten Klassen des Volkes sie unter sich reden, schilderte er Auftritte aus seinem Leben, welches, nach seinen Mittheilungen zu urtheilen, eben so wild als bewegt gewesen sein mußte, und nach dem, was er mit einem gewissen prahlerischen Wesen selbst von sich rühmte, durfte man sich nicht mehr darüber wundern, diesen Menschen hier zu erblicken; denn er hatte hundertmal strengere Strafe verdient, als die, welche ihm durch die Haft in Ponza zu Theil geworden war. Brüstete er sich doch mit empörendem Eynismus damit, daß seine Hände sich schon öfters mit Menschenblut geröthet hatten.

„Ja, das muß man sagen,“ rief nach Beendigung einer solchen Schilderung, die mit den lebhaftesten Farben einen Raubanfall auf einen vornehmen Reisenden malte, „das muß man sagen,“ rief einer der Zuhörer bewunderungsvoll, „der Pietro Verdarelli ist ein ganzer Kerl. Ich hätte wohl sehen mögen, wie die schöne Tochter des reichen Englese sich in seiner Umarmung sträubte und wandte, und doch ihre Freude nicht verbergen konnte, durch die Liebe eines so schönen Mannes beglückt zu werden.“

„Es war auch ein herrlicher Anblick, das haben alle Kameraden gesagt, die dabei waren“, sagte mit rohem Gelächter der belobte Bandit. „Der Vater, aus

einer Todeswunde blutend, lag am Boden, dicht neben uns, das brechende Auge auf uns gerichtet, bis er endlich mit einem lauten Aufschrei in englischer Sprache, wahrscheinlich einem Fluche, die Seele aushauchte; — und die Mutter, eine alte häßliche Matrone, die keiner von unseren Leuten berühren mochte, stand, an einen Baum gebunden, daneben und blickte mit stieren, weit aufgerissenen Augen, die Hände vor Verzweiflung ringend, auf ihre Tochter, die sich anfangs gegen meine Liebkosungen wie eine Tolle sträubte, bei der aber die Natur dennoch endlich ihr Recht behielt, so daß sie zuletzt sanft wurde, wie ein Lamm.“

„Und was ist aus der alten Mutter und der schönen Tochter geworden?“ fragte Einer.

„Die Mutter wurde niedergestoßen,“ entgegnete Pietro Verdarelli; „die Tochter nahm ich, gegen den Willen meines Bruders Gaetano, mit mir; sie machte einige Zeit alle unsere abenteuerlichen Züge mit und ich war ganz mit ihr zufrieden; endlich aber wurde ich ihrer überdrüssig, weil sie sich einfallen ließ, eifersüchtig zu sein, und als wir zu einer neuen Unternehmung aufbrachen, die mit der größten Heimlichkeit vorbereitet war, ließ ich sie zurück. — Mein Bruder Gaetano, der, wie Ihr wohl gehört haben werdet, ein strenges Kommando führt, wollte zwar, daß ich sie

stumm machen sollte, aber die Dirne war mir dazu doch noch zu lieb; ich versetzte ihr daher nur einen leichten Stoß mit meinem Stilet, um meinen Bruder zu täuschen, warf sie dann blutend zu Boden und sprengte davon. — Ich denke sie wird sich wohl schnell erholt haben, denn ich hatte sie nur im Arme verwundet.“

„Schade um das Mädchen!“ äußerte Einer aus dem Kreise, aber mit einem Tone, der nicht den leisesten Anklang des Mitleids hatte.

„Das finde ich selbst,“ meinte Pietro, „und oft habe ich seitdem gewünscht, Miß Betsy — wie sie sich nannte, — möchte noch bei mir sein. Besonders aber hier in Ponza ist dieser Wunsch sehr oft bei mir laut geworden.“

Bei dieser frivolen Aeußerung brach die ganze Zuhörerschaft in lautes Gelächter aus, und allem Anscheine nach fühlte der Erzähler sich durch diesen unzweideutigen Beweis des Beifalls sehr geschmeichelt; denn mit schmunzelnder Miene ging er sogleich zu einer neuen Erzählung über.

Während so eine ausgelassene Lustigkeit innerhalb der Gefängnißmauern Ponza's herrschte, näherte sich dem öden Felseneilande von der Seeseite her ein kleines Fahrzeug, welches seine Richtung schon in weiter Ferne so genommen hatte, daß es durch die Insel den beob-

achtenden Blicken von dem Lande aus entzogen wurde, obgleich eine solche Vorsichtsmaßregel kaum nöthig gewesen wäre, da die Insel von dem Festlande so weit entfernt liegt, daß die Felucke selbst mit dem besten Fernrohre kaum hätte entdeckt werden können, auch wenn sie sich ganz offen zeigte; allein das Schiff hatte seine besonderen Ursachen, weshalb es nicht gesehen sein wollte; denn an Bord desselben befand sich der Fürst von Canosa, der sich der Insel nähete, um den Anfang des in Messina empfangenen Auftrages in Vollzug zu setzen und der dies nicht ganz offen thun durfte, da der Kommandant von Ponza zwar im Solde der Bourbonen, gleichwohl aber im Dienste des Königs Murat stand, und man deshalb nicht wissen konnte, ob er unbedingt geneigt sein würde, der Aufforderung nachzukommen, welche der Fürst von Canosa ihm überbrachte.

Gedeckt durch die steil aufsteigenden Felsen legte die Felucke an der Seite der Insel an, welche die Aussicht auf die offene See hatte; alsbald wurde ein Boot ausgesetzt, der Fürst bestieg es ohne alle Begleitung, und noch war die Freistunde der Züchtlinge nicht zu Ende, als er dem Kommandanten seine Ankunft unter Beifügung eines geheimen Erkennungswortes melden ließ.

Raum hatte der Kommandant die Botschaft empfan-

gen, als er dem geheimen Abgeordneten entgegeneilte; die Zugbrücke rasselte nieder, und der Fürst trat auf den innern Hof, wo die Gefangenen noch versammelt standen, die Mehrzahl derselben fortwährend dem unermüdblichen Erzähler Pietro Verdarelli zuhörend.

Der Kommandant begrüßte den Fürsten Canosa mit einer an Unterwürfigkeit gränzenden Höflichkeit, so daß das zuvorkommende Wesen des sonst so strengen, gegen seine gewöhnliche Umgebung abstoßend stolzen Mannes die höchste Verwunderung der Züchtlinge erregte und die Blicke derselben sich voll gespannter Neugier auf den Fürsten richteten und selbst Verdarelli sich nicht enthalten konnte, demselben seine Aufmerksamkeit zu widmen, obgleich es ihn im ersten Augenblicke verdroß, sich eines Fremden wegen plötzlich von seinem Auditorium verlassen zu sehen.

„Kennt Jemand von Euch den Mann?“ fragte Pietro mit dem Tone der Autorität, die er über seine Kerkergenossen ausübte. Es konnte ihm jedoch Niemand Auskunft geben, und während dessen verbeugte sich der Kommandant ehrfurchtsvoll vor dem Fürsten Canosa und sagte:

„Wollen Euer Durchlaucht mir die Gnade erzeigen, mit mir auf mein Zimmer zu kommen, um mir mitzutheilen, was mir die Ehre Ihres Besuches verschafft?“

„Das wird Ihnen dieses Schreiben sagen, mein lieber Kommandant,“ entgegnete der Fürst mit einem vornehmen Wesen, das er sehr gut anzunehmen verstand, so wenig ihm dasselbe auch für gewöhnlich eigen war, da er sich während seines bisherigen Lebens weit mehr unter den niedern Ständen, als in den höhern Kreisen der menschlichen Gesellschaft, bewegt hatte.

Mit diesen Worten überreichte er dem Kommandanten das Schreiben des Ministers Tommaso, durch welches dieser den Vorsteher des Zuchthauses aufforderte, seine Pflegebefohlenen der Obhut des Fürsten nach dessen freier Wahl zu übertragen.

„Während Sie dies Schreiben lesen,“ sagte er zugleich, „gestatten Sie mir wohl, einen prüfenden Blick auf Ihre Zöglinge zu richten, da mich dieselben, wie Sie finden werden, eben jetzt in hohem Grade interessiren.“

Indem der Kommandant das Schreiben empfang, verneigte er sich zustimmend gegen den Fürsten, und dieser schritt auf die Züchtlinge zu, welche die Aufseher, auf einen Wink ihres Vorgesetzten, in Reihe und Glied antreten ließen, so daß Canosa jeden Einzelnen bequem mustern und prüfen konnte. Das that er denn auch mit forschendem Blicke, indem er bald an die Züchtlinge selbst, bald an die Aufseher, einige fragende Worte richtete, um sich über die Vergangenheit und den

Charakter der Leute einigen Aufschluß zu verschaffen, obgleich es dessen kaum noch bedurfte, da er annehmen konnte, daß Alle, die sich hier befanden, seinem Zwecke entsprechend sein würden.

Als er an das Ende der ersten Reihe kam, in welcher zwanzig Züchtlinge aufgestellt waren, blickte er nach dem Kommandanten hinüber, und nicht ohne Besorgniß bemerkte er, daß derselbe finster vor sich niedersah, den Brief in der Hand zusammengedrückt hielt, und sichtbar unentschlossen war, was er unter den peinlichen Umständen, in die er sich versetzt sah, thun sollte.

„Er scheint sich besinnen zu wollen!“ murmelte Fürst Canosa vor sich hin. „Da muß ich wohl seiner Unentschlossenheit zu Hülfe kommen, und den Zweifeln, die ihn offenbar quälen, ein Ende machen.“

Rasch schritt er auf den Kommandanten zu, und als zweifelte er an dessen Bereitwilligkeit, zu thun, was von ihm verlangt wurde, nicht einen Augenblick, fragte er:

„Wann kann ich die Leute bekommen? — Mir ist die schnellste Einschiffung wünschenswerth, da ich es für nothwendig erachte, noch in der heutigen Nacht in der Nähe von Capua zu landen.“

„Ich weiß wahrlich nicht —“ sagte der Kommandant zögernd.

„Wie!“ rief der Fürst mit strengem Tone; „sollten

Sie es wagen, sich dem so bestimmt ausgesprochenen Willen unseres erhabenen Hofes zu widersetzen, nachdem Sie dessen Gaben so lange unter der bestimmten Versicherung unbedingter Ergebenheit annahmen?"

„Meine Ergebenheit ist in der That unbegrenzt,“ entgegnete der Kommandant, „und ich glaube davon bereits vielfältige Beweise gegeben zu haben, bevor ich auf meinen jetzigen Posten kam. Allein mein Dienst, — meine Existenz, — vielleicht sogar mein Leben, — die Gefahr —“

„Sie schweben in gar keiner Gefahr,“ fiel Canosa dem Schwankenden in das Wort, „denn ehe es bekannt wird, was Sie gethan, um Ihren legitimen Herrscher zu befriedigen, ist das Reich des Usurpators längst zu Ende und Sie sind daher vor jeder Rechenschaft gesichert.“

„Wenn ich das gewiß wüßte —“ entgegnete, schon halb entschlossen, der Kommandant.

„Sie dürfen daran nicht zweifeln,“ versicherte der Fürst. „Murat ist geschlagen, sein Heer aufgelöst, er selbst irrt flüchtig umher, nur von einem kleinen Theile seiner Garde begleitet; sollte er sich nach Neapel wagen, so ist ein Aufstand der Lazzaroni gewiß, und binnen kurzer Zeit, vielleicht schon binnen wenigen Tagen, zieht unser geliebter König Ferdinand IV. siegreich in

seine Residenz wieder ein. — Seine Rückkehr aber soll und kann durch die Unternehmung, mit welcher der Hof und das Ministerium mich betraut haben, beschleunigt werden. Wenn Sie mich dabei nach Kräften unterstützen, erwerben Sie sich also ein unbestreitbares Verdienst, und eine reichliche Belohnung dafür kann Ihnen nicht entgehen.“

„Nun wohl!“ sagte nach kurzem Besinnen der Kommandant. „Ich will mich in der Hoffnung auf die Belohnung, noch mehr aber aus Liebe und Anhänglichkeit für mein angestammtes Königshaus, der Gefahr der Bestrafung aussetzen. — So kommen Sie denn, mein Fürst, und suchen Sie sich unter meinen Pflegekindern die Ihnen zusagenden Individuen aus.“

Nach diesen Worten schritt der Fürst von Canosa, begleitet von dem Kommandanten, auf die Züchtlinge zu, welche noch immer in Reihe und Glied aufgestellt standen. Er ließ sie einen Kreis um sich bilden, und hielt an sie eine kurze Anrede, durch welche er ihnen eine verdeckte Andeutung über den Zweck, zu dessen Erreichung er sich ihrer bedienen wollte, machte, worauf er die Frage an sie richtete, ob diejenigen von ihnen, die er wählen würde, unter der Bedingung blinden und unverbrüchlichen Gehorsams gegen seine Befehle in den Dienst des Königs treten und ihm folgen wollten?“

Allgemeiner und lauter Jubel antwortete dieser Frage, welche ein einstimmiges „Ja!“ hervorrief. Wie hätten auch diese Menschen die ihnen so ganz unerwartet gebotene Gelegenheit zur Erlangung ihrer Freiheit zurückweisen können? Frei zu sein, — das war Alles, was sie verlangten, und sie kümmerten sich dabei nicht um die Bedingung; hätte diese darin bestanden, das ganze Land in einen Schutthaufen zu verwandeln, ihre Freunde, ihre Angehörigen, vielleicht sogar Vater und Mutter umzubringen, sie würden wahrscheinlich ebenso bereitwillig „Ja!“ gerufen haben, wie sie es jetzt thaten, wo ihnen nach den, wenn auch nur dunklen und flüchtigen Andeutungen, die der Fürst von Canosa machte, Beute, Sättigung persönlicher Rachgier und die Befriedigung so mancher andern Leidenschaft winkte.

Als der Jubel der Bande sich gelegt hatte, nahm Pietro Verdarelli im Namen der Uebrigen das Wort, indem er feck aus der Reihe hervortrat, sich dem Fürsten Canosa gegenüberstellte, und denselben dreist, doch nicht frech, ansehend, sagte:

„Signor, Sie finden uns Alle, wie wir hier sind, bereit, Ihnen zu folgen und für den Dienst unsers geliebten Königs Ferdinand IV. zu thun, was Sie befehlen und was irgend in unsern Kräften steht. Daß ich unter Denen sein werde, welche Sie wählen,

bezweifele ich nicht, ich spreche daher vollkommen unparteiisch, wenn ich mir die Freiheit gestatte, Ihnen den Rath zu ertheilen, uns Alle mitzunehmen wie wir hier sind, ohne eine Ausnahme, denn Jeder, den Sie hier in dieser achtbaren Versammlung sehen, besitzt eine oder die andere sehr empfehlenswerthe Eigenschaft, die ihn zu Ihrem Dienste geeignet macht. Ist der Eine durch Körperkräfte, durch Muth und Entschlossenheit bevorzugt, so ersetzt ein Anderer diese ihm mangelnden Eigenschaften durch List und Verschlagenheit; Dieser darf sich einer besondern Kenntniß der Orte, Jener der Personen und ihrer Gesinnungen rühmen; wieder Andere zeichnen sich durch so seltene Kenntnisse aus, daß sie für Gelehrte gelten könnten, obgleich sie keine andere hohe Schule besucht haben, als die, welcher sie jetzt durch Sie, Signor, entnommen werden sollen. Kurz, ich wiederhole nochmals den Rath: Nehmen sie uns Alle mit."

Wer diese Rede des Verdarelli gehört und früher Zeuge der Gespräche gewesen wäre, die er mit seinen Genossen führte, der würde von Staunen über den Unterschied in der Sprache dieser verschiedenartigen Unterhaltung erfüllt worden sein; denn Pietros Worte waren jetzt ebenso gewählt, wie früher gemein, aber deshalb erschien er als ein um so gefährlicherer Mensch,

und obgleich der Fürst von Canosa seine früheren gemeinen Reden, in dem niedrigsten Volksdialekt gehalten, nicht gehört hatte, so erkannte er doch auf der Stelle mit dem ihm eigenen Scharfblick in Verdarelli, der ihm gleich Anfangs durch seine äußere Erscheinung aufgefallen war, ein Subject, welches für seine Zwecke sehr brauchbar sein müßte. Er hörte daher der Rede desselben mit sichtlichem Wohlgefallen zu, und als er schwieg, entgegnete er sehr freundlich:

„Ich werde diesen Rath befolgen, und erkläre daher Allen, die als Arrestanten hier zugegen sind, daß sie sich von diesem Augenblicke an in königlichem Dienst und Sold unter meinen Befehlen befinden, und daß sie unverzüglich der Haft entlassen werden sollen. — Was den Sold betrifft, so wird darüber nichts Bestimmtes festgesetzt, doch gebe ich Euch die Versicherung, daß Jeder nach dem Eifer, den er zeigt, und nach den Diensten, die er leistet, reichlich belohnt werden soll.“

„Evviva! Evviva!“ erschallte es abermals aus all den rauhen Kehlen, und nachdem die entlassenen Züchtlinge unter wildem Jubel ihre geringen Habseligkeiten aus ihren Zellen herbeigeholt hatten, wurde ihnen sogleich ihre Entlassung verkündet und ihre Einschiffung begonnen. Sobald diese beendet war, stieß die Felucke von den Felsen Ponza's ab, und unter dem Schutze

der nächsten Nacht landeten diese Bourbonischen Kerntruppen in einer abgelegenen Bucht des neapolitanischen Festlandes, um gleich einer Heerde wilder Thiere auf die unglücklichen Anhänger Murats gehezt zu werden.

V.

Das Wiederfinden eines Liebespaares.

Als die Freunde des seinem gänzlichen Sturze nahen Königs Mura die Versicherung gaben, daß durch längeres Weilen unter den Truppen, die alle Bande der Disciplin gesprengt hatten, so wie in Mitte der Bevölkerung Capua's, deren Aufregung von Minute zu Minute stieg, seine Sicherheit, vielleicht sogar sein Leben gefährdet sein könnte, machten sie sich keiner Uebertreibung schuldig, denn als sie die Wohnung des Königs verließen, um ohne Zeitverlust und in aller Stille die Vorkehrungen zu dem heimlichen Aufbruche nach Neapel zu treffen, fanden sie die Straßen von Menschen erfüllt. Die Mehrzahl derselben gehörte den niedern Ständen, dem Pöbel sogar, an, doch zeigten sich auch hier und dort Leute, deren bessere, mitunter sogar gewählte Kleidung

auf die Vermuthung führte, daß nur ganz besondere Absichten sie in die Berührung mit Menschen brachte, auf die sie für gewöhnlich nur mit Verachtung blickten, so daß sie sich durch jede vertrauliche Annäherung derselben, oder an dieselben, für beschimpft gehalten haben würden.

Anders war es aber jetzt; denn eben diese besser Geleideten drängten sich voll Eifer in die Mitte der Gruppen von Männern aus dem Volke, die hier und dort zusammentraten, und mit der Lebhaftigkeit und Hestigkeit sprachen und gestikulirten, welche alle Südländer, besonders aber die Neapolitaner, charakterisirt. Sie sprachen dann eifrig zu den Leuten, drückten wohl sogar hier oder dort Einem die Hand; ganz besonders aber machten sie sich an die Soldaten, welche nicht den geringsten Bestandtheil der sich fortwährend vermehrenden Masse bildeten.

Auch viele verdächtige Gesichter, wahre Galgenphysiognomien, bemerkte man unter der Menge, und leicht würde man in mehreren derselben die befreiten Gefangenen der Insel Ponza erkannt haben, hätte man auch nicht unter ihnen die hohe Gestalt des Pietro Verdarelli gesehen.

Um diese hatte sich eben eine zahlreichere Gruppe gesammelt, als um irgend einen der übrigen Mittel-

punkte, und ein neuhinzutretender Zuhörer vernahm, wie er eben mit seiner derben Sprache und seiner lauten, weitschallenden Stimme sagte:

„Eine Schande wär's, wollten wir zugeben, daß er sich entfernt. — Der Vertrag von Casalanza ist bestimmt nichts als ein Betrug, als eine Falle, um uns sicher zu machen, wenigstens aber sollten wir diesen ausländischen Tyrannen, der sich so lange die Herrschaft über unser schönes Land angemacht hat, als Geißel zurückbehalten, damit er uns dafür haftet, daß der Vertrag, der allgemeine Verzeihung verspricht, wirklich abgeschlossen ist, woran ich noch immer zweifle.“

„Der Mann hat Recht,“ sagte jetzt, zu dem Kreise tretend, einer jener vorhin bezeichneten, besser gekleideten Männer, und wer ihn genauer in's Auge gefaßt hätte, der würde, seiner Verkleidung ungeachtet, in ihm den Fürsten von Canosa, den künftigen Polizeiminister, erkannt haben, welcher sich hier in dem Spioniren und Aufheizen übte, zwei Eigenschaften, die zu Zeiten jeder Polizei zur Erreichung ihrer Zwecke vortreffliche Dienste leisten. „Der Mann hat Recht,“ fuhr der Fürst fort, als er sah, daß die Aufmerksamkeit sich ihm zugewendet hatte. „Ich halte den ganzen Vertrag von Casalanza für ein leeres Vorgeben, um die Flucht des Usurpators zu sichern.“

„Ist der Vertrag eine Lüge,“ rief eine Stimme mit dem Tone des höchsten Unwillens, „dann ist der Herzog von Gallo, der ihn abgeschlossen zu haben behauptet, ein Verräther, und man sollte ihn dafür an der nächsten Laterne aufknüpfen.“

„Ja! Ja! Tod dem Verräther!“ stimmten Mehrere bei, deren künftige Sicherheit vielleicht nur auf der Hoffnung beruhte, daß der Vertrag eine Wahrheit sei; denn sie waren sich bewußt, als pflichtgetreue Diener, wenn auch nicht als Anhänger Murats, der ganzen Rache der rückkehrenden Bourbonen ausgesetzt zu sein, deren Charakter eben nicht wegen ihrer Versöhnlichkeit und Milde bekannt war. Ihre Furcht äußerte sich durch den wiederholten Ruf: „Tod dem Verräther! An die Laternen mit dem Herzog von Gallo!“ und schon trennten sich Mehrere von der Gruppe, um den vermeintlichen Verräther aufzusuchen. Hätten sie ihn gefunden, so würde es vielleicht sein Leben gekostet haben; allein er hatte sich, wie wir sahen, sofort nach seiner Unterredung mit dem König Murat von Capua entfernt, und war daher bereits in Sicherheit vor der ihm drohenden Gefahr. Diese wurde übrigens auch noch auf andere Weise von ihm abgewendet, denn sobald der Fürst von Canosa sah, was bevorstand, rief er mit schmetternder Stimme:

„Was fällt Euch ein, Ihr Leute? — Der Herzog von Gallo ist ein so treuer Anhänger König Ferdinands, wie es nur einen giebt; wer ihn als Verräther bezeichnet, muß deshalb ein Muratist sein, dem vor der Rückkehr unseres rechtmäßigen Herrschers bangt.“

Er gab Pietro Verdarelli bei diesen Worten ein verstohlenes Zeichen und laut brüllte der Bandit:

„Es lebe König Ferdinand IV.! — Nieder mit Murat und allen Muratisten!“

„Nieder mit allen Muratisten!“ stimmte die Menge in das Geschrei ein, und Die, welche vorhin bemüht gewesen waren, auf den Herzog von Gallo die Volkswuth zu lenken, wären jetzt beinahe selbst ihr zum Opfer gefallen, hätte nicht ein Ereigniß eigenthümlicher Art die Aufmerksamkeit, und mit dieser zugleich den Zorn, von ihnen abgeleitet. In eben dem Augenblicke nämlich, als bereits einer der Männer, welcher den Herzog von Gallo einen Verräther genannt hatte, von seinem Nachbar mit roher Faust gepackt wurde, eilte ein Frauenzimmer, welches ihrer Kleidung nach die Marktentenderin eines der neapolitanischen Linienregimenter zu sein schien, flüchtigen Schrittes an der Gruppe vorüber, bei welcher wir längere Zeit verweilten. Der eben ausbrechende Lärm veranlaßte sie, einen Augenblick stehen zu bleiben. Dabei fiel ihr Blick auf Pietro Ver-

da relli. Sie entdeckte offenbar in ihm einen früheren Bekannten, das verrieth die Todesblässe, welche plötzlich ihre Wangen überzog. Sie taumelte, und es schien, als würde sie im nächsten Augenblicke ohnmächtig zu Boden stürzen; mit einer gewaltigen Kraftanstrengung aber raffte sie sich auf, riß aus ihrem Busen einen kleinen Dolch, stieß mit überraschender Kraft, rechts und links sich Bahn brechend, alle Die zur Seite, welche sie von dem Banditen trennten, und stand im nächsten Augenblick demselben mit wuthfunkelnden Blicken und hochgeschwungenem Dolche gegenüber.

„Nichtswürdiger Verräther!“ rief sie mit freischender Stimme, „empfange endlich Deinen wohlverdienten Lohn!“

Damit holte sie aus zu einem kräftigen Stöße, und ihre kleine Hand senkte sich mit der Schnelligkeit des Blitzes nieder gegen die Brust Pietro's; aber noch ehe der tödtliche Stoß ihn traf, hatte der Bandit ihr Handgelenk mit raschem Griff gepackt, und drückte es ihr mit solcher Gewalt zusammen, daß die blitzende Waffe ihrer Hand entsank und klirrend zu Boden fiel.

„Ei, Betsy, meine liebe Kleine,“ rief höhnisch lachend Verdarelli, der seinerseits das Mädchen erkannt hatte, „man sieht es, daß Du noch nicht lange genug in meiner Schule warst, sonst würdest Du Deinen

Stoß stillschweigend geführt haben, statt ihn laut auszugackern, wie ein Huhn sein Ei. — Aber was fällt Dir denn ein, mein holdes Hühnchen," fuhr er unter dem beifälligen Gelächter vieler der Umstehenden fort, „daß Du mir einen solchen Beweis Deiner Liebe geben willst, während Du mich daran gewöhnt hattest, ganz andere von Dir zu empfangen?"

Das arme Mädchen, in welchem die Leser jene Unglückliche erkannt haben werden, jene bedauernswerthe junge Engländerin, welche ihre Eltern unter den Mörderdolchen der Banditen sterben sah, während sie selbst der empörendsten Gewaltthat erlag und die dann gezwungen worden war, die Züge der Räuberbande mitzumachen, — das arme Mädchen, sagen wir, wand sich verzweiflungsvoll unter dem ehernen Griffe des Banditen, und sah sich dabei noch dem lauten Spotte, den Verhöhnungen der Umstehenden ausgesetzt. Sie biß in ohnmächtiger Wuth die Zähne aufeinander, und ihre auf den Verderber gerichteten Augen schleuderten vernichtende Blicke. Pietro aber kümmerte sich darum nicht, sondern sagte lachend:

„Wahrlich, Kleine, Du verdienstest, eine Neapolitanerin zu sein, weil Deine Rache sich so glühend äußert; aber Du bist ja in dem kalten Norden geboren und wirst deshalb nicht unversöhnlich sein. Komm also,

mia carissima, und laß uns bei einem Glase Wein unsere Versöhnung feiern, denn ich erinnere mich noch mit Wonne der Süßigkeit Deiner Küsse, der Gluth Deiner Umarmungen, und Dein Anblick hat das sehnfüchtige Verlangen nach einer Erneuerung und Wiederholung derselben in mir erweckt, obgleich ich Dir eigentlich wegen der stählernen Lieblosigkeit, die Du beabsichtigtest, zürnen sollte.“

Das Mädchen zitterte unter diesen frechen Hohnesworten so heftig, daß sie nicht zu antworten vermochte, obgleich ihr zuckender Mund, ihre feuchend sich erhebende Brust, verriethen, daß sie nach einer Antwort rang, um ihre ganze Verachtung auszusprechen, so wenig beweise sie auch durch die ergebungsvolle Fügung in ihr bisheriges Schicksal, ja sogar durch ihr Leben selbst, von dem Stolze gegeben hatte, der den Britinnen nicht mit Unrecht nachgerühmt wird.

Pietro aber achtete nicht auf die stumme Verzweiflung seiner ehemaligen Geliebten, ja, er schien dieselbe nicht einmal zu bemerken, und indem ihr unerwarteter Anblick durch die Erinnerung an die in ihren Armen gefundenen Genüsse, seine ganze Sinnlichkeit wach rief, schlang er den Arm um ihre zarte Taille und preßte sie mit solcher Gewalt an sich, daß sie unter dem Drucke zu ersticken vermeinte, und ihm halb ohn-

mächtig und willenlos folgte, oder vielmehr von ihm hinweggeschleppt wurde, während er den Umstehenden zurief:

„Gute Nacht, Freunde! — Ich bin für heute versagt!“

Mit stummem Staunen hatte der Fürst von Canosa diesem ganzen Auftritte beigewohnt. Mehrmals erhob er den Fuß, um sich zu entfernen, denn zum ersten Male mochte er erkennen, welchen verächtlichen Elementen er sich verbündet hatte, aber eine unheimliche Macht schien ihn an den Boden zu fesseln. Als indeß Verdarelli die unglückliche Betsy mit sich fortzog, da wendete auch der Fürst den Fuß, um seine finstern Zwecke weiter zu verfolgen.

In diesem Augenblick legte eine schwere Hand sich auf seine Schulter, und eine rauhe Stimme sagte:

„Nicht wahr, Alter, Ihr habt Eure Freude an den Recruten, die Ihr Euch aus Ponza holtet?“

Unwillig über diese vertraute Berührung, noch unwilliger aber über die Worte, wendete der Fürst sich mit einer heftigen Bewegung gegen den Sprechenden. Er erkannte in demselben einen der Züchtlinge, die er aus Ponza entführt hatte, und indem er sein stolzestes Wesen annahm, sagte er mit niederschmetterndem Ausdruck:

„Unverschämter!“

Aber die Wirkung dieses einen Wortes war keineswegs die erwartete; vielmehr lachte der Mensch hell auf, und entgegnete mit der ganzen Reckheit eines, zu politischen Zwecken entlassenen Züchtlings:

„Unverschämter? — Wie so, mein Fürst? — Sind wir nicht Verbündete, die das gleiche Ziel verfolgen — Sie freilich als Offizier, ich nur als Gemeiner, aber doch immer das gleiche Ziel!“

„Unerhörte Frechheit!“ brummte der Fürst Canosa, ballte die Fäuste und knirschte mit den Zähnen, denn er sah ein, daß er nicht in der Lage sei, seine Autorität gegen diesen Menschen geltend zu machen. Aber er durfte sich keine zu große Blöße geben, sammelte daher seinen ganzen Muth, und sagte zu dem entlassenen Züchtling, dem er sich in diesem Augenblicke, da die Andern sich verlaufen hatten, beinahe allein gegenüber befand:

„Du vergißt, daß ich Euch nur unter der Bedingung unbedingten Gehorsams die Freiheit gab!“

„Du?“ lachte höhnisch der Züchtling. „Wir haben also durch unsere Verbrüderung zugleich auch Brüderschaft gemacht? — Nun, meinerwegen; ich will dagegen nichts einwenden, obgleich ich eigentlich gewohnt bin, die Ehrenhaftigkeit derer, mit welchen ich mich Du

nenne, zuvor genau zu prüfen, ehe ich ihnen diese Ehre erweise. — Also — Bruder Canosa — ich habe Dir Gehorsam, unbedingten Gehorsam meinetwegen, gelobt; ich habe sogar einen Eid auf diesen Gehorsam geleistet. — Ich muß Dir aber hier erklären, daß dieser Gehorsam sich nur auf den Dienst bezieht. Im Dienst wirst Du mich jederzeit gehorsam finden, und willst Du die Probe machen, so befehl mir nur irgend eine Schurkerei, — denn andere Befehle haben wir doch Alle nicht von Dir zu erwarten; — aber ich muß Dir die Bemerkung machen, daß wir uns jetzt nicht im Dienst befinden, daß Du mir folglich auch nichts zu befehlen hast, Bruder Canosa, und somit Gott befohlen.“

Der Mann, der dem künftigen Polizeiminister Neapels auf eine so fecke Weise antwortete, ohne sich darum zu kümmern, welchen unversöhnlichen und mächtigen Feind er sich dadurch machte, wendete sich, ohne den Fürsten nur eines Grußes zu würdigen, ab, um sich von demselben zu entfernen; doch von einer solchen Wuth erfaßt, daß er seiner selbst kaum mächtig war, rief der Fürst, am ganzen Leibe beinahe krampfhaft zitternd:

„Mensch, wie heißest Du?“

„Wie ich heiße?“ entgegnete mit höhnischem Lachen

der fecke Beleidiger. „Du willst mich wohl in das Verzeichniß Deiner künftigen Opfer eintragen, mein lieber Bruder? — Nun meinetwegen! — Ich bin gern bereit, Dir meinen Namen zu nennen, denn gälte es, Deinen und meinen hier öffentlich laut auszuschreien, so würdest Du verstummen; denn Du müßtest alle Schaam verleugnen, wolltest Du Dich hier nennen, Arm in Arm mit mir; — und bei diesen Worten schlang der Mensch seinen Arm um den Leib des Fürsten, des bevollmächtigten Abgeordneten der Bourbonen, — „ich aber habe gar keine Veranlassung, hier meinen Namen nicht zu nennen. Zwar ist er nicht ehrlich, wie Du es Dir von dem Deinigen einbildest, sondern vielmehr, trotz unserer jetzigen Gemeinschaft, Verbrüderung und Brüderschaft, gebrandmarkt durch viele Verbrechen, aber dennoch, Fürst von Canosa, bevollmächtigter Abgeordneter der Bourbonen, designirter Polizeiminister, möchte ich meine Ehre nicht gegen die Deinige setzen, oder gar eintauschen, denn ich könnte dabei nur verlieren. — Doch ich vergesse über der Strafpredigt, die ich Dir hier halte, daß Du den Wunsch ausgesprochen hast, meinen Namen zu kennen; und obgleich ich sehr wohl weiß, daß dies nur geschieht, um mich Deiner Rache opfern, Deinen Schergen früher oder später bezeichnen zu können, bin ich nicht feig genug, ihn Dir zu verschweigen. — Ich

sage Dir daher ganz offen, daß ich Belamo — Ringolfo — Anselmo Carpi heiße, und außerdem noch viele andere Namen geführt habe, auf die ich mich augenblicklich nicht besinnen kann. Die genannten werden Deinen Polizeispionen wohl genügen, mich ausfindig zu machen, — sie müßten denn eben so dumm sein, wie Du selbst, indem Du mich blindlings unter Deine Helfershelfer aufnimmst. — Deiner Weisheit als zukünftiger Polizeiminister dieses glücklichen Landes stelle ich die Aufgabe, meinen Namen zu erforschen, damit Du selbst aber über mich, oder wenigstens über meinen Character, nicht in Zweifel bleibest, sage ich Dir nur wenige Worte in das Ohr!"

Der Fürst von Canosa war über alles Das, was dieser Mensch gesprochen hatte, so erstaunt, daß er in Stein verwandelt zu sein schien; er regte sich daher auch nicht, und machte nicht die geringste Bewegung der Furcht oder der Abwehr, als der Mann, der sich ihm unter so verschiedenen Namen genannt hatte, ihm zuflüsterte:

„Es lebe Murat, der einzig rechtmäßige König von Neapel!"

Mit diesen Worten war der Sprechende in der bereits anbrechenden Dämmerung verschwunden, der Fürst von Canosa aber starrte ihm erschrocken, wie möchten

beinahe sagen, zitternd, nach und flüsterte dann unwillkürlich vor sich hin:

„Sollte es mir nicht gelingen, dieses Menschen habhaft zu werden, so dürfte ich mein Leben keinen Augenblick für gesichert halten.“

Nach diesem Selbstgespräche entfernte er sich schnell, und indem er ging, warf er scheue, beinahe ängstliche Blicke umher, als fürchtete er, an jeder Straßenecke einen Mörderdolch auf seine Brust gezückt zu sehen.

Er hatte aus den frechen Reden, welche der durch ihn selbst befreite Züchtling Ponza's gegen ihn so ohne alle Scheu ausstieß, die Ueberzeugung gewonnen, daß der König Murat im Lande noch manche entschlossene Anhänger zählte; und da er den rachsüchtigen Charakter seiner Landsleute nur zu wohl kannte, zauderte er einen Augenblick, um seine persönliche Sicherheit besorgt, mit der weiteren Verfolgung seiner Sendung. Als er aber dann einen Blick auf die Seinen warf, die sich ringsumher seinen Augen boten, fühlte er sich neu ermuthigt, und schritt rasch in die Abenddämmerung hinein, als hätte er einen Entschluß gefaßt.

VI.

Pöbel - Excesse.

Pietro Verdarelli zog die unglückliche Betsy ihres Sträubens ungeachtet, gewaltsam mit sich fort nach einer gemeinen Posada, die er noch aus früherer Zeit her kannte, und in der er auch jetzt nach seiner Ankunft von Ponza seine Wohnung genommen hatte.

„Sei keine Närrin, Betsy,“ redete er ihr während des Weges zu, „sondern söhne Dich mit mir aus, und ich gebe Dir das Versprechen, daß Du es bei mir sehr gut haben sollst, wenn Du mich nicht wieder durch Eifersucht quälst.“

„Mörder!“ entgegnete Betsy. „Ach, und doch wollte ich Dich segnen, hätte Dein Dolch statt meines Armes mein Herz getroffen. — Weshalb war Deine

Hand bei so vielen Unglücklichen fest, grade bei mir unsicher, daß sie ihres Zieles verfehlte?"

Und sie brach in einen Strom von Thränen aus, indem sie ihres schmachbedeckten Lebens, ihrer tiefen Gesunkenheit, gedachte, und einen Vergleich mit dem anstellte, was sie an der Seite ihrer gemordeten Eltern gewesen war.

„Glaubst Du denn, Mädchen,“ entgegnete der Bandit mit einem Anfluge der Rührung über den tiefen, ungeheuchelten Schmerz der Unglücklichen, „glaubst Du denn, daß meine Hand gefehlt haben würde, hätte ich Dich tödten wollen?“

„Wie! Du hattest diese Absicht nicht?“ fragte Betsy verwundert, indem sie ihren ehemaligen Geliebten mit ihren großen, thränenenerfüllten Augen zweifelnd ansah.

„Gewiß nicht!“ versicherte Pietro. „Mein Bruder verlangte Deinen Tod, weil er Deinen Verrath fürchtete; ich mußte ihm gehorchen, aber trotz Deiner unsinnigen Eifersucht liebte ich Dich noch immer, und ich konnte es nicht über das Herz bringen, Dich zu ermorden; es galt aber, meinen Bruder zu täuschen und ihm wenigstens scheinbar zu gehorchen, deshalb verwundete ich Dich, um meinen blutigen Dolch zeigen zu können, und stieß Dich dann zu Boden, damit die

Kameraden Dich für todt halten sollten. — Nun ich Dich so unerwartet wiedergefunden habe, ist meine frühere Liebe für Dich mit ihrer ganzen Gewalt zurückgekehrt, und wenn Du einwilligst, bei mir zu bleiben, wollen wir ein gemächliches und lustiges Leben mit einander führen, denn ich habe jetzt eine gut bezahlte Anstellung in königlichem Dienst, und es kann mir bei den Geschäften, die mir übertragen sind, auch an reicher Beute nicht fehlen. — Also — willst Du bei mir bleiben?"

Betsy antwortete nicht, aber sie sträubte sich kaum noch, dem Banditen zu folgen, und es schien, als überlege sie dessen Vorschlag. Es kostete daher Pietro kaum noch einige Mühe, sie mit sich zu führen, und ohne weiteres Widerstreben trat sie mit ihm in seine Posada. Die nächsten Minuten schon sahen sie, allein mit ihm, in dem engen, schmutzigen Gemache, welches ihm zur Wohnung diente, und die Bedauernswerthe vergaß so ganz ihrer angeborenen weiblichen Würde, daß sie Zug um Zug mit ihm, auf gute Freundschaft anstoßend, den feurigen Syracuser trank, und bald, halb berauscht, seine feurigen Küsse zurückgab, bis sie, ihrer Sinne kaum noch mächtig, auf das elende Lager taumelte.

Während der Fürst von Canosa sich so eines seiner thätigsten Werkzeuge beraubt sah, zugleich aber auch in Betsy ein neues, brauchbares Werkzeug seiner finstern Pläne ihm gewonnen wurde, war er selbst, wie wir zu Ende des vorigen Kapitels sahen, wieder Herr seiner Besinnung und Ueberlegung geworden, obgleich er die Furcht vor dem Anselmo Carpi, oder wie der Mensch sonst heißen mochte, nicht ganz abzuschütteln vermochte. Er trat in geschäftiger Eile zu den verschiedenen Gruppen, die sich fortwährend überall bildeten, und ließ es seine eifrigste Sorge sein, die Menschen noch mehr gegen den flüchtigen Murat aufzuheizen und Del in das auflodernde Feuer des Hasses und der Rachgier zu gießen. Nur zu gut wurde er dabei von den Freigelassenen Bonza's und den anderweitig durch ihn gewonnenen Emissären unterstützt, und bald war Capua der blutige Schauplatz wilder Pöbel excesses, denen auch die in gänzlicher Auflösung begriffenen Truppen sich anschlossen.

Hundertfältig ertönte der brüllende Ruf: „Es lebe König Ferdinand IV.! — Nieder mit Murat und allen Muratisten!“ und plündernd brachen die zügellosen Haufen, meistens geführt von den Kerntruppen des Fürsten von Canosa, in die Häuser der Bewohner ein, welche für Anhänger Murats galten, oder in

rachsüchtiger Absicht als solche bezeichnet wurden. In-
deß war oft auch schon die Wohlhabenheit der Besitzer
hinreichend, die Wuth des Pöbels auf sie zu lenken.
Denn Hauptzweck war demselben, Beute zu machen,
Bestrafung politischer Gesinnungen aber nur Neben-
zweck, und viele Kaufmannsgewölbe wurden erbrochen
und ausgeplündert, obgleich deren Besitzer den fremden
Usurpator vielleicht nicht minder haßten, wie die An-
greifer selbst.

Ein Offizier, der sich der Plünderung eines Ju-
welier = Ladens widersetzen wollte, wurde von seinen
eigenen Soldaten niedergehauen, so daß er unter den
Händen der Meuterer, mit zahlreichen Wunden be-
deckt, sein Leben aushauchte, und kaum hatte die ent-
fesselte Menge das erste Blut vergossen, als sie, wie
dies in ähnlichen Lagen so oft geschieht, von wildem
Blutdurst erfüllt wurde. „Tod den Offizieren!“ schrie
ein betrunkenener Soldat. „Laßt uns an ihnen die
Tyrannei rächen, die wir nur zu oft von ihnen erdulden
mußten!“

Der Ruf zündete, wie ein in das Pulverfaß fal-
lender Funke. „Tod den Offizieren!“ erschallte es von
allen Seiten, und die Soldaten vertheilten sich nach
verschiedenen Richtungen, ihre Opfer aufzusuchen, wäh-
rend der Pöbel, geführt von den Bonza-Garden, mehr

auf Beute, als auf die Befriedigung der Rache bedacht, mit der Plünderung der Wohnungen und Kaufmannsgewölbe fortfuhr.

Während dieser tumultarischen Ausritte waren aber auch die Anhänger König Murats nicht unthätig geblieben, und mit Eifer und Gewandtheit die Excesse der wilden Menge benutzend, die den Hauptzweck der ganzen Aufregung, sich der Person des flüchtigen Königs zu bemächtigen, über der Plünderungssucht und Mordgier gänzlich vergessen zu haben schien, war es Franceschini und den wenigen übrigen Treugebliebenen gelungen, unter dem Schutze der Dunkelheit die beiden Gardebataillone, die allein noch der Disciplin gehorchten, in einzelnen Trupps vor das nach Neapel führende Thor zu bringen, und kaum waren diese in ihrer Treue ausharrenden Truppen hier aufgestellt, als Murat selbst, in unscheinbarer Kleidung, und dicht in einen dunkeln Mantel gehüllt, in ihre Mitte trat, und sie durch wenige, mit sichtlich erregter Rührung gesprochene Worte aufforderte, ihn nach Neapel zu begleiten. Die Commandanten der Bataillone verbürgten sich laut für den Gehorsam ihrer Leute, diese widersprachen wenigstens nicht, und so wurde denn unverzüglich der Marsch nach der Residenz angetreten, die Der jetzt als Flüchtling

dahin zurückkehrende Monarch voll Hoffnung auf neuen Kriegs- und Siegesruhm verlassen hatte.

Schon mochte das kleine in gedrückter Stimmung still dahinziehende Corps eine Meile Weges zurückgelegt haben, als es endlich den fortgesetzten Bemühungen des Fürsten von Canosa gelungen war, die Volkswuth von der Blünderung ab und auf die Person des besiegten Königs, wenigstens bei einem Theile der aufgeregten Masse, so weit zu lenken, daß er, theils von den aufgelösten Truppen, die ihrer schnell entflohenen oder versteckten Offiziere nicht habhaft werden konnten und nun nach anderen Opfern lechzten, theils von dem Pöbel, der sich mit den verschiedenartigsten, zum Theil sehr unfriegsmäßigen Waffen versehen, eine solche Menge zusammengebracht hatte, als ihm zu einem Angriffe auf die Wohnung Murats, von dessen bekanntem Heldennuth sich ein verzweifelter Widerstand erwarten ließ, erforderlich zu sein schien. An der Spitze dieser laut schreienden Massen zog er von dem Marktplatze dem unfern gelegenen Hause zu, in welchem Murat seine Wohnung genommen hatte. Dabei stellte er sich anfangs an die Spitze des aufgeregten Haufens, als er denselben aber in Bewegung und zu der Gewaltthat entschlossen sah, wich er allmählig in die hinteren Reihen zurück, denn der Impuls war gegeben und er seiner

Sache gewiß, auch ohne daß er sich offen als Anstifter und Führer zeigte, was keineswegs in seinem Plane lag.

Nach wenigen Minuten war das Haus erreicht. Erschrocken trat der Besitzer desselben in die Thür, als die lärmende Menge vor demselben Halt machte, und fragte nach ihrem Begehr.

„Gieb den Tyrannen heraus, den Usurpator, den Verräther Murat!“ schrieen hundert Stimmen ihm zu, während Fäuste und Waffen drohend gegen ihn erhoben wurden.

„Der König ist nicht mehr in meinem Hause!“ sagte zitternd der Mann. „Schon vor zwei Stunden ist er nach Neapel aufgebrochen.“

„Er lügt!“ rief eine Stimme aus dem Haufen. „Laßt uns das Haus durchsuchen!“

„Er ist ein Hund von Muratisten!“ schrie ein altes Weib. „Er hat den Tyrannen versteckt!“

„Nieder mit dem Muratisten! — In das Haus! — Wir müssen ihn finden!“ tönte es nun wild durcheinander, und die Menge drang auf den Unglücklichen ein, der jetzt, zitternd vor Todesangst, die Gefahr erkannte, in welcher er schwebte und erbleichend den Fuß wandte, um wo möglich durch Flucht sein Leben zu retten. Er verschwand in dem dunklen Gange, der von

der Hausthür in das Innere führte, und wäre es ihm gelungen, die entgegengesetzte Thür zu erreichen, ehe seine Verfolger ihn einholten, so würde er sich wahrscheinlich haben retten können, denn der Garten, der hinter dem Hause lag, stieß an ein finsternes, ödes Seitengäßchen, und gelangte er zu diesem, ohne ergriffen zu werden, so dürfte er hoffen, seine Flucht auch weiter glücklich fortzusetzen. Aber schon nach wenigen Schritten wurde er von rohen Fäusten gepackt und zu Boden gerissen; das röthliche Licht mehrerer Fackeln beleuchtete hell den bisher dunkeln Gang, und während der unglückliche Hauswirth unter Flüchen und Verwünschungen die fürchterlichsten Mißhandlungen zu erdulden hatte, vertheilten sich Die, welche an dieser blutigen That keinen Theil nehmen mochten, lärmend und schreiend durch alle Theile des Hauses. Alle Räume desselben, von dem Boden bis zum Keller, wurden durchsucht, und als man sich endlich überzeugt hatte, daß der bisherige Wirth Murats die Wahrheit gesprochen, daß der König nicht mehr in seinem Hause sei, war der Unglückliche bereits eine Leiche, die, bis zur Unkenntlichkeit entstellt, mit Blut bedeckt, in dem Wege Derer lag, die nach der vergeblichen Haussuchung auf die Straße eilten, um andere Opfer ihrer Wuth, die hier keine Befriedigung gefunden hatte, zu suchen. Mit

rohen Fußtritten stießen sie den Ermordeten zur Seite, und stürmten dann hinaus, das unterbrochene Werk der Plünderung fortzusetzen.

Bald bluteten auch noch andere Opfer unter den Mörderfäusten der entmenschten Menge — und alle Besitzenden, mochten sie Muratisten oder gut bourbonisch gesinnt sein, zitterten für ihr Gut, ihr Leben, denn vor der wilden Rote durfte Keiner sich geborgen halten. Wahrscheinlich würde auch ein fürchterliches Blutbad entstanden sein, wäre nicht schon gleich nach der Ermordung des Offiziers, die wir schilderten, Einer von dessen Kameraden, für sich selbst und alle seine Standesgenossen ein gleiches Schicksal fürchtend, auf ungesatteltem Pferde mit verhängtem Zügel die Straße entlang gesprengt, auf welcher, wie man wußte, die Avantgarde der Oesterreicher in nicht gar weiter Entfernung stand.

Nach einem wilden Ritte von einer halben Stunde erreichte er die ersten Posten. Mit Mühe nur gelang es ihm, sich verständlich zu machen und noch schwerer wurde es ihm, zu dem General Mohr geführt zu werden, welcher die Vorposten commandirte. Diesem schilderte er mit den ergreifenden Farben der Wahrheit die in Capua Statt findenden Auftritte, und beschwor ihn, zur Rettung aller achtbaren Einwohner der Stadt

herbeizueilen, indem er ihm zugleich mit der Hoffnung schmeichelte, bei der Gelegenheit den König Murat, von dessen inzwischen erfolgter Entfernung er noch nichts wußte, gefangen zu nehmen.

Weniger diese Aussicht, als das Gefühl der Menschlichkeit, bewog den General Mohr, augenblicklich auf die Bitte des neapolitanischen Offiziers einzugehen, und schon in den nächsten Minuten schmetterten die Trompeten der Husaren, die tapfern Ungarn auf den Sammelplatz rufend, durch die stillen Straßen des Dorfes, welches der österreichische General zu seinem Hauptquartier gewählt hatte. In einer Zeit, welche selbst der ungeduldigen Erwartung des Neapolitaners unglaublich kurz erschien, waren zwei Schwadronen kampfbereit auf dem Platze. Der General Mohr selbst setzte sich an ihre Spitze, und im scharfen Trabe rasselte die Schaar, erfüllt von Unwillen über das, was sie über die Vorgänge in Capua erfahren hatte, auf der Straße dahin, voran als Führer der Offizier, dem ein frisches Pferd gegeben worden war. Binnen kurzer Zeit ritten sie ein durch das offene, von der Wache verlassene Thor der Festung, und der Lärm, der ihnen aus den benachbarten Straßen entgentönte, verrieth ihnen, daß die wilden Excesse noch fortwütheten, obgleich der Morgen bereits dämmerte. In einzelne,

geschlossene Trupps vertheilt, sprengten die Husaren in die Straßen hinein, aus denen der Lärm erschallte. Erbarmungslos ritten sie Alles nieder, was ihnen in den Weg kam, und wer ihnen nicht schnell genug auswich, bekam die flachen Hiebe der schweren Ungarsäbel zu kosten, deren Schneide vernichtend auf Jeden niederfiel, der Widerstand leistete oder auch nur dazu Miene machte. Doch nur gering war die Menge dieser Muthigen; die Masse der Tumultuanten entfloh schreiend vor den heransprengenden Reitern, und bald waren die Straßen gesäubert, die Ordnung hergestellt, kein Mensch ließ sich mehr blicken, und tiefe Ruhe herrschte wieder, wo nur wenige Minuten zuvor der wildeste Lärm getobt hatte.

Leichter athmeten die Einwohner auf, die ihr Eigenthum, ihr Leben, bedroht gesehen hatten, und schnell bildete sich aus ihrer Mitte ein Comité, dem General Mohr ihren Dank zu sagen und um seinen fernern Schutz zu bitten, den er ihnen bereitwillig zusagte. Die Missethäter aber blieben unbestraft; auch eilte die Ponza-Bande unverzüglich nach Neapel, wo sich ihrer Thätigkeit und ihrer Beutelust in den nächsten Tagen ein weites Feld bieten mußte.

VII.

Wiedersehen. — Ein geheimnißvoller Besuch.

In der Dunkelheit und unter dem Schutze der Nacht hielt König Murat seinen Einzug in Neapel. Still zogen die beiden Bataillone der Garde durch die verödeten Straßen und sie traten so leise auf, daß es schien, sie schämten sich, ihre Tritte hören zu lassen, oder sie fürchteten sich, der Bevölkerung, deren gereizte Stimmung kein Geheimniß war, ihre Anwesenheit kund zu geben.

Stumm, wie Alle, ritt Murat in der Mitte dieses geringen Ueberrestes seiner Getreuen, und schwer wäre es, die Gefühle zu beschreiben, mit denen er die Straßen durchzog, in denen so oft lauter Jubel ihn begrüßt hatte, wo er sich zeigte, in denen aber jetzt wahrscheinlich nur Verwünschungen sein Ohr getroffen

haben würden, hätte irgend ein Zufall seine Erkennung herbeigeführt.

Die Garde gab ihm das Geleite bis zu dem Thore des königlichen Palastes. Hier nahm er, ohne ein Wort zu sprechen, mit einem Händedrucke Abschied von den beiden Kommandeuren der Bataillone, grüßte dann die zunächststehenden Offiziere, winkte der Mannschaft einen Abschiedsgruß zu, und verschwand in dem Portale des Palastes. Die Wache trat in das Gewehr und erwies dem Monarchen die üblichen Honneurs; aber indem die Soldaten das Gewehr präsentirten, sahen sie mit finsternen Blicken auf den König, der als Flüchtling zu ihnen zurückkehrte, denn der Geist des Ungehorsams und der Meuterei hatte auch die Truppen des in Neapel stehenden Reservecorps bereits angesteckt und hatte Murat einen aufmerksamen Blick auf die Gesichter der Wachmannschaft gerichtet, so würde er sich leicht überzeugt haben, daß der Treue dieser Menschen nicht zu vertrauen war. Doch Murat hatte in diesem Augenblicke das Unglück, das den König traf, vergessen; ihn erfüllten jetzt nur die Gefühle des liebenden Gatten, des sorgenden Vaters; er sehnte sich nach dem Wiedersehen seiner Lieben, die, wie er wohl wußte, in schwerer Sorge um ihn waren, und die er im nächsten Augenblicke in seine Arme schließen sollte, sie wenig-

stens über sein Leben, seine Gesundheit beruhigend, wenn er ihnen auch außerdem nur Betrübendes zu sagen hatte. Hastigen Schrittes eilte er daher, flüchtig grüßend, an der Wache vorüber, ohne auf die Haltung derselben zu achten; aber was seiner Aufmerksamkeit entging, das blieb von seinen Begleitern nicht unbemerkt, und besonders der General Franceschini, der treueste, ergebenste aller seiner Anhänger, empfand darüber die lebhafteste Besorgniß, denn ihm bangte um die Sicherheit, sogar um das Leben seines geliebten Königs, und er beschloß auf der Stelle, denselben zu bewegen, Neapel ohne Säumen wieder zu verlassen. Ohne Murat für den Augenblick nachzueilen, — denn er wußte, wohin derselbe so schnell ging, und durfte nicht wagen, das Wiedersehen der Gatten als unberufener Zeuge zu stören, — wendete er sich daher zu den Wenigen, welche das ganze Gefolge des Königs bildeten, und bat sie, ihn nach seiner, in dem Schlosse selbst befindlichen, und seit vielen Monaten von ihm nicht betretenen Wohnung zu begleiten, um ihnen hier seine Besorgnisse mitzutheilen und mit ihnen zu berathen, wie der König am Schnellsten und sichersten zu retten sei.

Während dessen verfolgte Murat seinen Weg über die Treppen und durch die Corridore des Palastes, die wie ausgestorben waren, obgleich für gewöhnlich, das

heißt in den Tagen des Glanzes und des Glückes, um diese Stunde der Nacht noch reges Leben in dem Schlosse zu herrschen pflegte. Kein Diener begegnete ihm, den er nach der Königin hätte fragen können; doch wozu bedurfte es auch einer Frage? Sagte ihm doch sein Herz, wo er sein geliebtes Weib finden würde! Wo anders konnte dies sein, als an der Seite ihrer Kinder, denn seine Caroline hatte über dem Glanze des Thrones die Gefühle der liebenden Mutter nicht vergessen gelernt, und sorgte für ihre Kinder mit der Treue und Aufmerksamkeit einer schlichten Hausfrau.

Sein ahnendes Herz hatte ihn nicht getäuscht, denn als er behutsam und geräuschlos die Thür zu dem Zimmer der Königsfinder öffnete, erblickte er an einem Tische, sich grade gegenüber, die Königin, in einem Buche lesend; Achill, der Kronprinz, saß, mit einem Spielwerke beschäftigt, neben ihr; Lätitia, Lucian und Louise, die drei jüngsten Kinder, lagen, ruhig schlafend, unbesorgt um den Kummer, der ihre Eltern drückte, in ihren Betten.

Eine Minute weidete Murat sein Auge an dem Bilde der Ruhe und des Friedens, das sich ihm zeigte, dann sagte er halblaut, doch mit dem Tone der innigsten Liebe:

„Caroline!“

Freudig durchzuckt von dem wohlbekannten Klange der Stimme blickte die Königin auf, und als sie erkannte, daß ihr ahnendes Herz sie nicht getäuscht hatte, daß es wirklich der geliebte Gatte war, der vor ihr stand, flog sie mit dem freudigen Ausrufe: „Mein Joachim!“ in seine Arme.

Ein inniger, seelenvoller Kuß vereinigte die so lange, und unter so trüben Verhältnissen Getrennten, und es vergingen zwei, drei Minuten, bevor sie Worte fanden, ihre Gefühle auszusprechen. Achill, der Kronprinz, war es, der sie ihrem stummen Entzücken, wieder vereinigt zu sein, entriß.

Als die Mutter dem Vater entgegentürzte, war auch er von seinem Stuhle aufgesprungen; aber nur langsam näherte er sich der Gruppe, neben der er dann schüchtern und schweigend stehen blieb, bis seine kindliche Liebe, vielleicht auch seine kindische Ungeduld, es nicht länger dulden mochte, so ganz unbeachtet zu bleiben. Er trat daher zu dem Vater, zupfte ihn an dem Ärmel, und sagte mit einer allerliebsten kleinen Schmolliene:

„Papa, wollen Sie denn Ihren kleinen Achill gar nicht sehen?“

Da ließ der König, der in diesem Augenblicke nur Familienvater war, die Gattin los, hob den Knaben

auf seinen Armen empor und küßte ihn herzlich, indem er einige Liebesworte an ihn richtete, worauf er Frau und Kind zu dem Divan zog und sich auf demselben niederließ, den Arm um die Königin schlingend, den Kronprinzen auf den Schooß nehmend.

„Unter welchen Umständen sehen wir uns wieder, meine Karoline,“ sagte er dann mit einem schmerzlichen Seufzer. — „Wir können uns gegenseitig nur Trauriges mittheilen!“

„Laß uns jetzt daran nicht denken, mein Soachim,“ entgegnete die Königin, „sondern genießen wir ungetrübt die Freude des Wiedersehens!“

„Ungetrübt?!“ sagte Murat finster. „Ist das möglich? — Auch kann unser Wiedersehen nur von kurzer Dauer sein, denn ich fürchte, es bleibt uns nichts übrig, als eine schleunige Flucht! — Oder hast Du mir vielleicht über den Geist der Truppen, über die Stimmung der Bevölkerung, Erfreuliches mitzutheilen?“

„Leider, nein!“ entgegnete seufzend die Königin, „und ich fürchte, Du hast nur allzusehr Recht, wenn Du sagst, daß Flucht unser einziges Rettungsmittel sei. — Du weißt, daß die Lazzaroni, oft die festeste Stütze des Thrones von Neapel, den Bourbonen ganz ergeben sind, und daß sie, wilden Thieren, die aus ihren Käfigen brechen, vergleichbar, über Alles herfallen,

was ihnen in den Weg kömmt, sobald ihnen dazu das Zeichen gegeben wird; dies Zeichen aber wird von Sicilien aus nicht auf sich warten lassen. Wer weiß, ist es nicht vielleicht sogar in diesem Augenblicke schon erfolgt. Ich traf daher auch bereits in aller Stille die nöthigen Vorkehrungen zu augenblicklicher Abreise und schon sind viele werthvolle Sachen nach Gaëta vorausgeschickt.“

„Immer die ruhig-sorgende Klugheit selbst,“ sagte Murat, und küßte die Königin auf die Stirn. „Wohl, so sei es denn! — Wir wollen fliehen, obgleich es Murats Sache eben nicht ist, feig die Flucht zu ergreifen! — Freilich,“ fügte er mit einem Seufzer hinzu, „habe ich mich in der letzten Zeit, selbst unter den sonst immer siegreichen Adlern Deines kaiserlichen Bruders, schon an die Flucht gewöhnen müssen. — Gleich morgen wollen wir aufbrechen, denn für heute ist es bereits zu spät, weil wir, die Schmach zu verdoppeln, den Schutz der Dunkelheit in Anspruch nehmen müssen. — Auch bin ich in der That einer kurzen Ruhe bedürftig, denn ich habe sie während der letzten Tage nur für wenige Augenblicke gefunden, und sinke beinahe um vor Erschöpfung und Müdigkeit!“

„So lege Dich nieder, mein Joachim,“ bat die Königin, „und sammle zu den bevorstehenden Stürmen

neue Kräfte, denn wer weiß, ob Du derselben nicht allzubald bedürfen wirst."

Der erschöpfte Flüchtling gab den Bitten seiner liebenden Gattin mit geringem Widerstreben nach, und eine Viertelstunde später hatte er in den Armen des Schlafes Vergessenheit der Gefahren gefunden, die ihn in riesiger Größe von allen Seiten bedrohten.

Wenn aber Joachim Murat im Schlafe Vergessenheit und Erquickung suchte und fand, so wachten dafür liebende Herzen über seine Ruhe und seine Sicherheit. Die Königin, die sich keinen Augenblick des Schlafes gönnte, entfernte jedes Geräusch aus der Nähe des Ruhenden, während sie zugleich mit geschäftiger, doch geräuschloser Eile die letzten Vorkehrungen traf, so daß bereits mit Anbruch des Tages der augenblicklichen Flucht nichts mehr im Wege stand, und man nur noch den Abend abzuwarten brauchte, um dieselbe in's Werk zu setzen, wenn es sich wirklich zeigen sollte, daß das Volk sich der Abreise des Königspaares mit Gewalt widersetzen würde.

Der General Franceschini aber war nach anderer Richtung hin bemüht, für das Wohl seines geliebten Monarchen zu sorgen. In der Berathung, welche er, wie wir sahen, gleich nach der Ankunft in dem königlichen Palaste mit den wenigen Begleitern Murats

hielt, wurde beschlossen, vor allen Dingen genaue Erfundigungen darüber einzuziehen, wie die Masse der Bevölkerung gesinnt sei, besonders aber, ob die Razzaroni, die man mit Recht als den gefährlichsten Theil derselben betrachten durfte, schon irgend einen bestimmten Plan gefaßt hätten, daneben aber die Treue der Truppen zu sondiren, und die, auf deren Zuverlässigkeit sich allenfalls mit Bestimmtheit rechnen ließ, unbemerkt zur Vertheidigung der königlichen Familie heranzuziehen, mindestens aber zu der gewaltsamen Dämpfung eines Volksaufstandes in Bereitschaft zu halten.

Um diese verschiedenen Zwecke zu erreichen, vertheilten die Männer, sobald sie ihre Verabredungen getroffen hatten, sich sofort nach verschiedenen Richtungen, denn selbst die Nacht durfte sie bei der Verfolgung ihrer Absichten nicht aufhalten, und jeder Einzelne suchte unverzüglich die näheren Freunde auf, bei denen er zuverlässige Nachrichten zu erhalten, Rath und Beistand zu finden hoffen durfte.

Was Alle erfuhren, lautete keineswegs tröstlich, und bestärkte sie in der Ueberzeugung, daß für die Entfernung der königlichen Familie, besonders aber des Königs selbst, durchaus keine Zeit zu verlieren sei. Zwar konnten sie von einem bestimmten Angriffsplan der Razzaroni, von einer förmlichen Verabredung derselben, nichts er-

fahren, so viel aber stand fest, daß die Gährung unter ihnen außerordentlich groß war, und daß es daher nur eines sehr geringen Antriebes bedurfte, um den Ausbruch herbeizuführen. Daß die Wuth des rohen Pöbels sich dann zunächst gegen das königliche Schloß richten würde, ließ sich nicht bezweifeln, und wenn auch nicht aus Haß gegen den König, dessen ritterliches Wesen manche persönliche Sympathie, selbst unter den niederen Schichten des Volkes, erweckt hatte, noch weniger aber gegen die Königin, welche durch zahlreiche Wohlthaten und eine wahre Keuschheit die Herzen der Armen und Nothleidenden zu gewinnen gewußt hatte, so doch in der Hoffnung auf die Plünderung, welche unfehlbar erfolgen mußte und die reichste Beute in Aussicht stellte, wenn auch die werthvollsten Gegenstände bereits in Sicherheit gebracht waren.

Daß von einem solchen Aufstande der Lazzaroni Excesse aller Art, und selbst das grausamste Blutvergießen zu erwarten standen, dafür sprachen nur zu zahlreiche Beispiele der vergangenen Zeiten, und besonders erinnerten sich viele der älteren Bewohner Neapels noch mit Schauer an die Gräuelszenen, die unter dem Cardinal Ruffo, und von dessen Banden, verübt wurden, welche ebenfalls, wie man dies von der Gegenwart wußte, oder doch mit Gewißheit voraussetzte, für die

Verübung ihrer Schandthaten von dem vertriebenen Hofe besoldet wurden. So entsetzlich waren die Auftritte, welche vielen Tausenden der rechtschaffensten und achtbarsten Bürger den Tod von Mörderhänden brachten, gewesen, daß selbst bei Denen, welche damals nur noch Kinder waren, der Eindruck sich unauslöschlich erhalten hatte. Alle Besitzenden zitterten daher vor dem, was die nächsten Tage, vielleicht schon die nächsten Stunden, bringen konnten, besonders aber erfaßte Todesfurcht die Diener des gestürzten Königshauses und sogar die Beamten des Staates, die sich sagen durften, ihre Pflicht auf den ihnen anvertrauten Posten redlich erfüllt zu haben; denn diese Pflichterfüllung konnte ihnen jetzt als Beweis persönlicher Anhänglichkeit an König Murat, und folglich als Verbrechen gegen die Bourbons, angerechnet werden. Wer es daher nur irgend möglich machen konnte, suchte sich dem nahenden Sturme durch die Flucht zu entziehen, und Viele ließen all ihr Habe im Stich, um nur ihr eigenes Leben und das der theuren Ihrigen zu retten.

Unter diesen Umständen kehrte der General Franceschini, als der Nachmittag sich bereits dem Abend zuneigte, in sehr trüber Stimmung nach dem königlichen Schlosse zurück, als er sich plötzlich von einem zerlumpten Bettler angeredet sah, der eine der widerlichsten



Erscheinungen bot, welche man sich denken kann. Ein kurzer struppiger Bart bedeckte den größten Theil seines Gesichtes, so daß sich kaum ein Zug desselben erkennen ließ; die eine Augenhöhle zeigte einen leeren blutig-rothen Fleck; dicke, buschige Augenbraunen verliehen der ganzen Physiognomie einen unheimlich finstern Ausdruck; langes, wirres Haar umflatterte den Kopf, verdeckte beinahe die Stirn und fiel bis auf die Schultern herab; dem Munde fehlte die ganze obere Reihe der Vorderzähne, was um so mehr auffiel, da die unteren Zähne wohl erhalten, von regelmäßiger Gestalt und blendend weiß waren. Der Häßlichkeit des Gesichts entsprach vollkommen die des Körpers, denn eine bedeutende Erhöhung verunzierte die eine Schulter, der Rücken war in einem solchen Bogen gekrümmt, daß die Länge des Menschen sich schwer bestimmen ließ, obgleich es schien, als müßte er, gerade aufgerichtet, weit über Mittelgröße sein. Der eine Fuß war steif und gekrümmt, so daß nur die Zehen den Boden berührten, und der Krückstock, auf den der Bettler sich stützte, ihm unentbehrlich zu sein schien, obgleich er sich mit dessen Hülfe auffallend schnell bewegte.

„Gelobt sei Gott, daß ich Sie endlich treffe, mein General,“ redete dieser Bettler, nachdem er sich vorsichtig umgesehen hatte, den General Franceschini

an, der ihm wohlbekannt zu sein schien. „Vergebens suche ich Sie schon seit mehreren Stunden, um mich zu Seiner Majestät dem Könige zu begleiten, denn es ist ganz unerläßlich, daß ich denselben spreche, und dennoch würde ich mich in diesem Aufzuge vergebens bemühen, bis zu ihm zu gelangen.“

Mit geringschätzenden Blicken maß Franceschini den Bettler vom Kopf bis zu den Füßen, und da dessen Aussehen keineswegs geeignet war, Vertrauen einzufloßen, sagte er dann barsch:

„Den König wollt Ihr sprechen? — Wozu?“

„Um ihn zu retten, wenn es möglich ist!“ entgegnete der Bettler.

„Ihr?“ warf Franceschini verächtlich hin. „Wahrlich, es müßte schlimm um den König stehen, sollte er von einem Menschen Eurer Art seine Rettung erwarten müssen. Darauf sind bereits Andere bedacht.“

„Es steht auch schlimm um den König, sehr schlimm, mein General,“ erwiderte der Bettler mit zuversichtlichem Tone, doch mit so unverkennbarem Ausdrücke der Gutmüthigkeit, ja, der Trauer, daß Franceschini stutzig wurde und den Worten des Menschen eine größere Aufmerksamkeit widmete, als er es bisher gethan. „Wohl mögen Bessere, wie ich bin,“ fuhr der Bettler fort, „auf des Königs Rettung aus den drohenden Gefahren, die

ihn umgeben, bedacht sein, aber ein so verächtliches Geschöpf ich auch sein mag, dürfte ich dennoch, wie die Sachen nun einmal stehen, besser wie Sie selbst, mein General, und die wenigen Getreuen, die dem Könige geblieben sind, dazu geeignet sein, ihn ungefährdet in Sicherheit zu bringen. Ja, was noch mehr ist, ich glaube, ohne mich dessen als eines Verdienstes rühmen zu wollen, behaupten zu dürfen, daß nur ich allein im Stande bin, des Königs Flucht bewirken zu können!"

„Was spricht Ihr da von Flucht,“ sagte unwillig General Franceschini, den es verdroß, einen solchen Gedanken, mochte derselbe auch zur Nothwendigkeit geworden sein, von solchem Munde in Beziehung auf seinen geliebten Monarchen aussprechen zu hören.

„Ich spreche davon, weil ich es muß,“ entgegnete entschieden der Bettler. „Hatten doch auch alle Schritte, die Sie im Laufe dieses Tages thaten, keinen anderen Zweck. Zwar waren diese Schritte in der Hauptsache unnütz und vergeblich, aber sie hatten doch wenigstens das Gute, daß sie die Späher auf falsche Fährte leiteten und dadurch das Gelingen meines Planes begünstigen.“

„Und darf ich diesen Plan kennen?“ fragte Franceschini, halb spöttisch, halb neugierig.

„Ich hätte nichts dagegen, Ihnen denselben mitzu-

theilen,“ entgegnete der Bettler; „auch sollen Sie ihn ungesäumt erfahren, doch nur, indem ich ihn Seiner Majestät selbst offenbare, denn ich wiederhole Ihnen, daß ich den König sprechen muß. Lassen Sie uns daher nicht über Nebendinge streiten, während die Hauptsache ist, daß ich zu dem Könige gelange, denn die Zeit drängt, und leicht könnte es zu spät werden, wenn Sie zögern, meinen Wunsch zu erfüllen. — Um indeß Ihre Zweifel zu beseitigen, sage ich Ihnen, daß der König mich sehr gut — leider nur zu gut — kennt, und daß er sich gewiß nicht weigern wird, mich augenblicklich zu empfangen, wenn er erfährt, daß ich es bin, der ihn zu sprechen wünscht.“

„Und welchen Namen soll ich ihm nennen?“ fragte Franceschini, dessen ganze Neugier durch die Worte des Bettlers erregt war, und der denselben jetzt mit der gespanntesten Aufmerksamkeit betrachtete, um zu erforschen, ob der Mensch, der, seines verdächtigen Aeußern ungeachtet, dem Könige gut bekannt zu sein behauptete, nicht vielleicht auch bei ihm eine Erinnerung aus früheren Zeiten wach rief.

„Welchen Namen Sie dem Könige nennen sollen?“ fragte der Bettler... „Ja, das ist nicht so leicht, als es scheinen sollte, denn ich habe in meinem Leben gar viele Namen geführt, und manche derselben dürften dem

Ihre Seiner Majestät nicht fremd sein, wenn sie auch nicht den besten Klang haben. Indeß werden zwei Namen ihm wahrscheinlich am erinnerlichsten sein. Ich nenne zwar beide nicht gern, den einen aus Schaam, den andern aus einem noch schmerzlicheren Gefühle; aber jetzt kommt auf meine Gefühle nichts an; daher sagen Sie Seiner Majestät, Anselmo Carpi ließe um die Gnade bitten, ihm für einen Augenblick Gehör zu schenken; und nur wenn der König sich dieses Namens nicht erinnern, oder demselben nicht das gehörige Vertrauen schenken sollte, fügen Sie hinzu, es sei Francois Aubusson, der ihm Mittheilungen zu machen wünschte, welche von der höchsten Wichtigkeit wären und durchaus keine Zögerung gestatteten.“

„Francois Aubusson?“ rief der General Franceschini mit dem Tone des höchsten Erstaunens. „Mir ist, als hätte ich diesen Namen schon einige Male aus des Königs eigenem Munde gehört.“

„Das ist wohl möglich,“ sagte der entlassene Züchtling von Ponza, der Spießgeselle des Fürsten von Canosa, „denn dieser Name hatte einst bei dem General Murat einen guten Klang, — doch lassen wir das jetzt, mein General, und eilen Sie, mir die erbetene Audienz zu verschaffen, denn ich bemerke dort einige verdächtige Gestalten, die uns zu beobachten scheinen,

und es könnte leicht verderbliche Folgen haben, wenn man mich an der Ausführung meines Vorhabens verhinderte. — Ich bitte Sie daher nochmals, zu dem Könige zu eilen, und dann nicht minder, mich zu ihm zu führen. — Sie finden mich an der kleinen Seitenpforte, die den dritten Eingang zu dem Palast in dem Seitengäßchen hier links bildet. — Gut wäre es, wenn Sie einen Mantel mitbrächten, den ich umwerfen könnte, wo möglich auch einen breitrandigen Hut, denn ich möchte nicht, daß mich in meinem jetzigen Aufzuge irgend Jemand in dem königlichen Schlosse bemerkt, obgleich derselbe vorzugsweise dazu geeignet ist, den König in Sicherheit zu bringen. — In einer Viertelstunde finden Sie mich an der bezeichneten Pforte, doch dürfte es wohl einige Minuten länger dauern, denn leicht könnte unsere anhaltende Unterhaltung aufgefallen oder von Spähern bemerkt worden sein; diese aber muß ich auf eine falsche Fährte leiten, denn es ist in einer Lage, wie die gegenwärtige, gut, in jedem Beobachter, wäre er dies auch nur aus der unschuldigsten Neugier, einen Verräther zu vermuthen. Anselmo Carpi ist es aber nicht gewohnt, sich hinter die Schliche kommen zu lassen. — Noch Eins! — Sollten Sie verhindert sein, selbst zu kommen, und deshalb einen Andern schicken müssen,

so ist das Paßwort: Es lebe König Murat! —
Lieber ist es mir aber, Sie kommen selbst!”

„Ich komme selbst!” versicherte Franceschini, der jetzt unbedingtes Zutrauen zu dem verdächtigen Bettler gewonnen zu haben schien, und verschwand darauf schnell in dem Hauptportale des königlichen Schlosses, während der Bettler in entgegengesetzter Richtung langsam davon hinkte, indem er sich spähend nach allen Richtungen umsah, aber auf eine so vorsichtige Weise, daß seine Blicke ganz absichtslos umher zu schweifen schienen.

Eine Viertelstunde darauf schlich er langsam dicht an dem bezeichneten Seitenpförtchen vorüber; hinter der halbgeöffneten Thür stand bereits der General Franceschini. Als er ihn erblickte, winkte er ihm zu, der Bettler schlüpfte hinein, und im nächsten Augenblicke wurde die Pforte hinter ihm in das Schloß geworfen und zugeriegelt. Dann drückte der General dem Bettler einen breitrandigen Hut auf den Kopf, hing ihm einen dunkeln Mantel über die Schultern, und beide Männer schritten geräuschlos dem Zimmer zu, in welchem König Murat ihrer in der lebhaftesten Spannung wartete.

VIII.

Eine Vendita der Carbonari.

Während der geheimnißvolle und unheimliche Bettler, in welchem wir einen enthusiastischen Anhänger König Murats kennen lernten, zu diesem mit der Absicht eingeführt wurde, dessen Rettung zu bewirken, dürfte es Zeit sein, uns nach einigen älteren Bekannten umzusehen, die wir schon allzu lange aus den Augen ließen, die aber wesentlich in die Begebenheiten dieser Erzählung verflochten zu werden bestimmt sind.

Zunächst müssen wir uns nach dem Calabresen Carlo umsehen, der in so geheimnißvoller Verbindung mit Leuten aus verschiedenen Ständen zu stehen schien, wie wir daraus erfahen, daß er dieselben mit wenigen bedeutungsvollen Worten aufforderte, sich bei einer Versammlung einzufinden, die zwar nicht näher bezeichnet

wurde, die aber, wie sich unter den obwaltenden Umständen erwarten ließ, politischer Natur sein mußte.

Der Tag, an welchem diese Verabredungen Statt fanden, an welchem der Vater des jungen Jean Aubusson beerdigt wurde, und dieser sich durch den glücklichen Schuß des Calabresen vor einem gräßlichen Schicksale bewahrt sah, war der, welcher der traurigen Rückkehr des König Murat nach Neapel voranging.

Am Abend eben dieses Tages, oder vielmehr mit Anbruch der Nacht, schlugen aus allen Theilen der Stadt einzelne Leute die Richtung nach dem Dominicaner-Kloster ein, dessen eigentliche Benennung Convento di San Domenico Grande ist, und wer sie hätte zu gleicher Zeit beobachten können, der würde sich bald überzeugt haben, daß dies stattliche Gebäude den Zielpunkt für alle die vereinsamten nächtlichen Wanderer bildete.

Und so war es auch in der That, denn hier befand sich die Alta Vendita, oder Hauptloge des Geheimbundes der Carbonari, der unter Murats Regierung an Verbreitung sehr gewonnen hatte und der in diesem Augenblicke, durch alle Provinzen des Reiches vertheilt, viele tausend Mitglieder aus allen Schichten der Gesellschaft zählte.

Dem Papste war der Bund wegen seiner freisinnigen

religiösen Ansichten verhaßt, der König fürchtete ihn wegen seiner nicht minder freisinnigen politischen Tendenzen, und so wurde er denn von Beiden gleich eifrig verfolgt, obschon nur der heilige Vater dazu eigentlichen Grund hatte, denn wenn Murat es seinem Interesse gemäß über sich hätte gewinnen können, sich auf den Bund zu stützen, statt denselben zu proscribiren; wenn er den freisinnigen Ansichten desselben beigetreten wäre, statt sie unterdrücken zu wollen, so liegt es nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit, daß er sich unter seinem Beistande auf dem wankenden Throne erhalten haben würde, denn die Carbonari waren ihm persönlich nicht feindlich gesinnt, und würden bei der Durchführung der freisinnigen Reformen, die sie wünschten und bewirken wollten, auf Murat mehr Hoffnungen gesetzt haben, wie auf König Ferdinand IV., dessen finsterner Fanatismus, dessen religiöse Unduldsamkeit, dessen Neigung zum Despotismus, ihnen nur zu wohl bekannt waren.

Noch war der zur Aufnahme der Versammlung bestimmte Raum leer, und die Einfachheit der innern Ausschmückung hätte kaum vermuthen lassen, daß hier binnen kurzem Beschlüsse von der höchsten Wichtigkeit gefaßt werden sollten, Beschlüsse, die geeignet waren, den Geschicken des ganzen Landes eine oder die andere

Richtung zu geben, Beschlüsse, von denen Leben, Ehre und Existenz zahlreicher Bürger aus allen Ständen abhängen konnten.

Die Alta Bendita, welche den Sitzungen der Carbonari Neapels diente, war in einen größeren Saal des Klosters eingebaut, doch so, daß nur die Höhe, nicht aber auch der geräumige Umfang, vermindert worden war. Bretter, roh behauen, ohne alle Verzierung, bekleideten die Decke und die Wände; der Boden war mit Ziegelsteinen ausgelegt, und das Ganze bot einen Anblick der Nüchternheit und Dede. Zu beiden Seiten zogen sich an den langen Wänden einfache hölzerne Bänke ohne Lehnen hin.

Am oberen Ende des Gemaches, auf der schmalen Seite, stand in der Mitte der Wand, und in geringer Entfernung von derselben, ein großer, auf drei niedrigen Füßen ruhender Block, ähnlich den gewaltigen Baumflößen, deren sich bei uns die Fleischer zu dem Zerhacken ihrer Waare bedienen. Hinter diesem Block, mit dem Rücken gegen die Wand, stand ein rohgezimmter Holzstuhl mit Rückenlehne. Dieser Sitz war für den Großmeister der Loge, den Präsidenten der Versammlung, bestimmt. Rechts und links, ein wenig weiter zurück, befanden sich zwei ganz ähnliche Blöcke

und Sitz, der links vom Präsidenten für den Redner, der rechts für den Secretair bestimmt.

Auf dem Blocke des Großmeisters, und als Symbole des Ordens, sowie seines Amtes, lagen und standen ein Leintuch, ein Gefäß mit Wasser, Salz, ein Kreuzifix, Blätter und Reisig, Feuer und Erde, symbolisch dargestellt, eine Dornenkrone, eine Leiter, ein Zwirnfädel, und drei Bänder, ein rothes, ein blaues und ein schwarzes. Hinter dem Sitz des Großmeisters waren an der Wand zwei transparent beleuchtete Triangel angebracht; der eine zeigte in der Mitte die Anfangsbuchstaben von dem Passworte des zweiten Grades, der andere umschloß das gemalte Wappen der Vendita.

Ueber diesen Triangeln hing an der Wand ein großes Bild, den heiligen Theobald, den Schutzpatron des Ordens der Carbonari, darstellend.

Weiter rechts, neben den zuerst erwähnten Triangeln, befanden sich drei andere, jeder im Innern bezeichnet mit einem Anfangsbuchstaben der heiligen Worte des ersten Grades. Auch diese Triangel waren transparent beleuchtet, wenn ein Lehrling aufgenommen werden sollte; da aber in der heutigen Versammlung keine solche Ceremonie Statt zu finden hatte, waren diese drei Triangel dunkel.

Um die Beschreibung der Räumlichkeit zu beenden, müssen wir noch erwähnen, daß auf der, dem Sitze des Großmeisters gegenüber liegenden Seite, andern schmalen Wand, gleichmäßig vorgerückt, und ebenso in gleichmäßiger Entfernung unter sich und von den beiden langen Seitenwänden, vier Sitze in zwei Reihen standen, die beiden vordern für den Experto (den Erfahrenen oder Geübten) und den Ceremonienmeister bestimmt, die beiden rückwärts stehenden, für den ersten und den zweiten Assistenten. Diese vier Sitze hatten vor sich eben solche Holzblöcke, wie der Präsident, und als Attribut ihres Amtes lag auf jedem der beiden letzten Blöcke ein blankgeschliffenes schweres Beil mit kurzem, hölzernen Griffe.

Es mochte nahe an Mitternacht sein, als der bisher verödete Raum sich zu füllen begann. Schweigend schritten die Eintretenden, die theils in Mäntel gehüllt waren und die Hüte tief in das Gesicht herabgezogen hatten, als wollten sie den Uebrigen unbekannt bleiben, theils ihre Gesichter ganz offen zeigten, auf die verschiedenen Plätze zu, die sie nach ihrem Amte oder ihrem Range in dem Orden einzunehmen hatten; die Meister setzten sich, in der Reihenfolge, wie sie eintraten, auf die lange Bank an der linken Wand des Saales, die Lehrlinge ihnen grade gegenüber, auf die Bank an der

rechten Seite des Großmeisters. Die Meister ließen, nachdem sie Platz genommen hatten, die Mäntel, mit denen sich ein Theil derselben bisher verhüllte, von den Schultern fallen, schoben die Hüte, die ihre Gesichter verbargen, aus der Stirne, blieben aber mit bedecktem Kopfe, einem Zeichen ihres höhern Grades, sitzen, während die Lehrlinge, zum Zeichen der Demuth, ihren Beamten und Meistern gegenüber, die Kopfbekleidungen schon in dem geräumigen Vorgemache den dort befindlichen Aufwärtern, — dienenden Brüdern des Klosters — übergeben hatten.

Als die Versammlung vollzählig zu sein schien, gab der Großmeister, der schon lange seinen Sitz eingenommen hatte, und die kleinen, aber unter den sie bedeckenden Brillengläsern hervorblickenden schwarzen, feurigen Augen, beobachtend und forschend im Kreise umhersendete, ein Zeichen, und alsbald verstummte das leise Gemurmel, welches bisher dem Summen eines starken Bienenschwarmes ähnlich, den Raum erfüllt hatte.

Luigi Minichini, der später eine so hervorstechende Rolle zu spielen bestimmt war, als der lange unterdrückte Unwille des Volkes sich in dem wilden Ausbruche einer Revolution Luft machte, erhob sich hierauf von seinem Sitze, um die Versammlung anzureden.

Mit gespannter Aufmerksamkeit und unter lautloser Stille lauschten Alle seinen Worten.

„Hört mich, meine lieben und guten Vettern!

„Als die Natur den Menschen schuf, wollte sie, daß er frei sei. Deshalb ist es Pflicht eines Jeden, sich so zu betragen, und das, was ihm obliegt, auf eine solche Weise zu erfüllen, daß er die Freiheit unter seinen Brüdern verbreite, seine Freuden mit ihnen theile, an ihrem Kummer und ihren Leiden Mitgefühl zeige; er muß aber auch sich selbst zur höchsten Tugend zu erheben suchen, damit er ein wohlbegründetes Recht gewinne, sich allen seinen Nebenmenschen gleich zu achten, und nur Den als über sich erhoben zu betrachten, dem er an Tugend, an moralischen und geistigen Fähigkeiten, nachsteht.

„Leider dürfen wir uns nicht der Hoffnung hingeben, daß ein solcher höherer Grad der Tugend allgemein werde; allein deshalb dürfen wir unsererseits nicht ermüden, Alles, was in unseren Kräften steht, zu thun, um die Tugend zu befördern, das Laster, die Verbrechen, zu verhindern, und zu diesem Zwecke die Freiheit befestigen, oder, wo sie noch nicht besteht, hervorzurufen; denn nur bei wahrer Freiheit und durch dieselbe, ist wahre Tugend denkbar und möglich.

„Besonders aber in der nächsten Zukunft, die bereits

mit ehernem Finger drohend an unsere Pforten klopfst, ist es nöthig, daß alle guten Vettern dieses gesegneten Landes mannhaft beisammen stehen, und sich, willig Gut und Blut dazu einsetzend, gegenseitig Beistand leisten, den geringen Grad der Freiheit, den zu erringen uns gelungen ist, nicht nur zu bewahren, sondern auch das Reich einer vernünftigen Freiheit, einer Freiheit, die Alle beglückt und Keinen bedrückt, Schritt für Schritt zu erweitern. — Unsere nächste Aufgabe aber dürfte es sein, der Freiheit entgegenzutreten, welche sich diesen heiligen Namen nur beilegt, um unter ihrem Deckmantel Schändlichkeiten aller Art zu verüben, wohl gar die Zeiten eines Cardinal Ruffo wieder heraufzubeschwören. Denn wir dürfen es uns nicht verhehlen, meine guten und lieben Vettern, daß wir sehr schweren Tagen entgegengehen. Noch steht zwar der Thron König Murats, aber ein schwacher Stoß ist hinreichend, ihn in Trümmer zu schlagen, und dieser Stoß kann nicht ausbleiben. Wohl spricht Vieles gegen den Fremdling, den tyrannische Waffengewalt auf den Thron Neapels setzte, aber wir müssen eingestehen, daß wir ihm auch manches Gute verdanken. Ich nenne davon nur die Constitution, die er an dem Abend seiner Regierungszeit verkündet hat. Noch ist sie zwar nicht zur Wahrheit geworden, noch ist sie nicht in das

Leben getreten, aber daß dies geschehe, dahin muß der Orden der Carbonari aus allen seinen Kräften streben. Und ich darf Euch verkünden, meine lieben und guten Vettern, daß alle Benditas des ganzen Landes sich zu diesem Zwecke mit uns die Hand reichen, denn obgleich König Ferdinand IV., der in den nächsten Tagen auf den Thron zurückkehren wird, von dem er zehn Jahre lang vertrieben war, Sicilien eine Constitution verliehen hat, so ist es doch sehr zu bezweifeln, daß er die bestätigt, mit welcher der Usurpator, den wir in Neapel so lange König nannten, auch diesen Theil der Monarchie beschenkt hat. Denn Freunde melden mir aus Messina, der Hof ginge mit der Absicht um, sofort nach seiner Rückkehr Alles, was von den beiden Usurpatoren herrührt, die so lange diesen Thron inne hatten, aufzuheben, zu vernichten, oder rückgängig zu machen und so gewissermaßen die Blätter, die mit den Namen Joseph und Murat bezeichnet sind, aus dem Geschichtsbuche Neapels zu vertilgen.“

„Unsinniger Gedanke! Als ob dadurch das Geschehene ungeschehen gemacht werden könnte!“ rief mit dem Tone des Unwillens eine Stimme von der Bank der Meister.

„Wohl ist der Gedanke unsinnig und dessen Ausführung unmöglich!“ entgegnete Luigi Minichini,

„aber das wird Ferdinand IV., dessen Starrköpfigkeit und Kurzsichtigkeit uns Allen hinlänglich bekannt ist, nicht abhalten, die Ausführung zu versuchen und sie sicher auch so weit durchzusetzen, als dies irgend im Bereich der Möglichkeit liegt. Daß ihm dies aber wenigstens in Beziehung auf die Constitution nicht gelinge, sei unsere Sorge, sollte dies auch das einzige Gut sein, welches wir aus der Regierungszeit eines Fremden bewahren, der, — wenn wir aufrichtig sprechen wollen, — mindestens nicht schlechter war und nicht schlechter regierte, als der Sproß des Königshauses, das zwar auch einst aus der Fremde zu uns kam, und damals den Thron nach den Begriffen aller Neapolitaner jener Zeit ebenfalls usurpirte, das aber wenigstens des Vortheils genießt, durch die Länge der Zeit nationalisirt, mit unseren Sitten und Gebräuchen verwachsen, und dadurch in unseren Augen im rechtmäßigen Besitze des neapolitanischen Thrones zu sein, so wenig auch der Name Bourbon geeignet ist, die wahren Sympathieen des neapolitanischen Volkes zu erwecken.“

Der Präsident der Versammlung machte hier eine Pause, und es schien, als lausche er aufmerksam nach dem Eingange des Saales, vor dessen Thür in diesem Augenblicke mehrere laute Stimmen ertönten. Offenbar wurde Jemandem durch die Aufwärter in dem Vor-

gemach der begehrte Eintritt verweigert, denn deutlich vernahm jetzt die ganze Versammlung die laut und heftig gesprochenen Worte:

„Wollt Ihr das Paßwort nicht respectiren, das ich Euch auf Euer Verlangen genannt habe, da es nicht nur Euer Recht, sondern auch Eure Pflicht ist, es mir abzufordern?“

„Die Sitzung ist eröffnet,“ entgegnete eine schüchterne Stimme, aber dennoch laut genug, um bei der in der Versammlung herrschenden Stille ebenfalls gehört zu werden, „und Sie wissen wohl, Signor, daß es uns verboten ist, dann ohne besondern Befehl noch irgend Jemand einzulassen, wer es auch sei.“

„Ihr seid Dummköpfe!“ rief mit gesteigerter Heftigkeit die erste Stimme. „Was für gewöhnliche Zeiten und Fälle gilt, das kann und darf in Augenblicken, wie die gegenwärtigen, nicht beachtet werden. Ich sage Euch, wenn ich mich auch verspätet habe, so muß ich dennoch hinein und ich werde mir den Eingang erzwingen, wenn es nöthig sein sollte; wehe aber Jedem von Euch, der mich mit Gewalt daran zu verhindern sucht; ich würde keinen Carlin für sein Leben geben.“

Allem Anscheine nach mußte in den nächsten Augenblicken ein erbitterter Kampf zwischen den pflichtgetreuen Aufwärtern, die den Eintritt verweigerten, und dem

Manne, der ihn mit solchem Ungestüm beehrte, entstehen, allein Luigi Minichini war demselben bereits zuvorgekommen, denn schon während der letzten Drohworte hatte er dem ersten Assistenten, der zunächst der Eingangsthür saß, ein Zeichen gegeben; der Beamte war aufgestanden, und das blinkende Beil, das friedliche, unblutige Symbol seiner richterlichen Function, in der erhobenen Rechten tragend, öffnete er die Thür in eben dem Augenblick, als der Einlaß Begehrende jene lebensgefährliche Drohung aussprach, sich den Eintritt mit Gewalt erzwingen zu wollen. Auf einen flüchtigen Wink mit seinem Beile traten die vier Aufwärter, welche die kräftigen Fäuste bereits nach dem ungestümen Eindringling ausstreckten, zurück, und vorüber an dem Assistenten, der die Offiziersuniform der neapolitanischen Truppen trug, stürmte Carlo, der Calabrese, in sichtlicher Aufregung in den Saal hinein. Mit hastigen Schritten ging er grade auf den Sitz des Großmeisters zu, und schon öffnete er den Mund, denselben anzureden, als Luigi Minichini, dessen für gewöhnlich gutmüthiges, beinahe ausdrucksloses Gesicht die Energie nicht ahnen ließ, die in ihm wohnte, sich mit flammendem Blicke von seinem Sitze erhob, und mit einer majestätischen Armbewegung, so gebieterisch, daß Ungehorsam eine Unmöglichkeit schien, auf die Bank der Meister deutete.

Verständlicher, als Worte es vermocht hätten, sagte diese Armbewegung: „Nimm Deinen Platz in der Reihe Deiner Brüder ein!“

Einen Augenblick schien es, als sei Carlo geneigt, den so gebieterisch verlangten Gehorsam zu verweigern, als schwebte eine heftige Antwort auf den stummen Befehl ihm auf den Lippen, aber noch ehe die Worte aus seinem Munde gekommen waren, preßte er sie in seine Kehle zurück, indem er sich daran erinnerte, daß die Ordensstatuten jedem Mitgliede die Verpflichtung auferlegten, nur von seinem Platze aus zu sprechen, wollte es sich nicht einer Strafe aussetzen, welche die gesammten Beamten des Ordens nach gewissen Regeln zu bestimmen hatten.

Seine Aufwallung bekämpfend, verbeugte er sich ehrerbietig vor dem Großmeister, der ihn mit solcher Strenge an seine Pflicht, an die Beobachtung der vorgeschriebenen Regeln, gemahnt hatte, und schritt, sich wendend, auf die Bank der Meister zu, mit dem feurigen Blicke seines großen Auges nach einem freien Platze suchend. Es zeigte sich keiner, denn die Bank war der ganzen Länge nach dicht besetzt, aber bereitwillig rückten einige der Sitzenden zusammen, und zwischen Zweien derselben wurde ein schmaler Raum frei, auf welchem Carlo

sich niederließ, so gut seine breite, kräftige Gestalt dies gestattete.

Seine Nachbarn erkennend, indem er sich setzte, drückte er ihnen die Hand mit dem flüchtigen Gruße: „Guten Abend Stefano! — Guten Abend Pasquale!“

Raum hatte er diese Begrüßung ausgesprochen, als Luigi Minichini mit dem Tone einer so großen Freundlichkeit, daß er offenbar die Strenge, zu welcher, der ganzen Versammlung gegenüber, die Aufrechthaltung seiner Würde und seiner Autorität ihn gezwungen hatte, durch den Ausdruck des Wohlwollens in seinen Worten vergüten wollte, zu ihm sagte:

„Mein guter Better Carlo, ich habe Dich mit der größten Ungeduld erwartet, und da ich Deinen seltenen Eifer kenne, hielt ich mich überzeugt, Dich bei meiner Ankunft bereits hier zu finden. Darüber vergaß ich den Befehl an die dienenden Brüder, Dich zu jedem Augenblicke einzulassen, und ich bedaure es aufrichtig, Dir durch meine Vergeßlichkeit eine kleine Unannehmlichkeit zugezogen zu haben.“

Carlo verkannte die freundliche Absicht dieser versöhnlichen und versöhnenden Worte nicht, und mit einer Rührung, die er zwar zu unterdrücken bemüht war, die aber dennoch aus dem Tone seiner Antwort hervorklang,

entgegnete er, indem er sich, der Vorschrift gemäß, von seinem Sitze erhob:

„Mein verehrter Großmeister, wenn Du soeben meinen Dienstleister lobtest, so glaube ich ohne eitle Annahme behaupten zu dürfen, daß ich dieses Lob verdiene; eben mein Eifer aber, der Sache, der wir uns Alle gewidmet haben, nach bestem Wissen und Gewissen zu dienen, möge mir bei Dir und den hier versammelten Vettern zur Entschuldigung dienen, wenn ich einen Augenblick die Vorschriften vergaß, welche unsere Statuten enthalten. Aber wahrlich,“ fuhr er, feuriger werdend, fort, „wenn je die Umstände eine Abweichung von den strengen Regeln entschuldigen, wo nicht rechtfertigen, so ist dies bei dem Ungestüm der Fall, mit welchem ich den verbotenen Einlaß in die Sitzung verlangte, denn die Nachrichten, die ich bringe, sind von solcher Wichtigkeit, daß ihre Mittheilung nicht die geringste Zögerung gestattet.“

Eine lebhafteste Neugier, ja sogar eine unverkennbare Unruhe Vieler, sprach sich bei diesen Worten Carlo's in der Versammlung aus, und indem sich die Blicke Aller auf ihn richteten, entstand ein lautes Gemurmel in den beiden Reihen der Meister und der Lehrlinge, welche Männer jedes Alters und jedes Standes enthielten, denn die Carbonari rekrutirten sich aus allen Ele-

menten, die ihren Zwecken zu entsprechen schienen, und waren dabei in der Aufnahme neuer Mitglieder nicht wählerisch, sobald die Kandidaten nur die Haupteigenschaften versprachen: Muth, Geistesgegenwart, Charakterstärke und Verschwiegenheit.

Der Präsident machte durch sein Zeichen diesem Gemurmel ein schnelles Ende, und Alle gehorchten diesem Zeichen um so williger, da jeder Einzelne vor Verlangen brannte, die wichtigen Nachrichten zu vernehmen, die Carlo's Worte verkündeten, und die bei den schweren Gewitterwolken, welche über dem politischen Horizonte Neapels lagerten, für jeden Einzelnen Verderben drohend sein konnten.

„Theile uns unverzüglich mit, was Du uns zu sagen hast, mein guter Vetter Carlo,“ nahm Luigi Minichini nun das Wort, „und ich zweifle nicht, daß nach Dem, was wir aus Deinem Munde vernehmen, die Versammlung der lieben und guten Vettern augenblicklich einen Beschluß fassen wird, wie die Gewalt der Umstände ihn erheischt.“

„Ich zweifle daran ebenfalls nicht,“ sagte Carlo, „denn ich kenne die Entschlossenheit meiner Brüder. — So vernehmet also: — Die Besorgniß vor schweren Tagen, die unabweislich herannahen, ist uns Allen gemeinsam, so wenig auch die Herzen vieler unserer Brü-

der, um nicht zu sagen, aller, der Furcht zugänglich sind. Aber nur ein Wahnsinniger oder ein Betrunkener verachtet die Gefahren, die ihm drohen, oder spottet ihrer, ohne Vorkehrungen zu ihrer Abwehr zu treffen. Ich bin weder ein Wahnsinniger, noch ein Trunkbold, — wir Alle sind es nicht, — und so darf ich denn, ohne Besorgniß, der Furcht oder der Feigheit beschuldigt zu werden, sagen: Die Gefahr steht uns in riesiger Größe nahe, so nahe, daß beinahe augenblickliche Abwehr noth thut, sollen nicht Viele von uns, durch das plötzliche und unerwartete Hereinbrechen derselben, niedergeworfen und vernichtet werden."

"Sprich! — Rede deutlicher! — Bezeichne es genauer, was uns bedroht!" rief es von allen Seiten, und Carlo säumte nicht, dieser Aufforderung zu genügen.

"Ich könnte ruhig sein bei dem, was ich Euch zu verkünden habe," sagte er mit einer Ruhe, ja, mit einer Kälte, welche nicht ohne Mühe errungen zu sein schien, „denn mein geringes Besitzthum ist gesichert gegen das, was die meisten Mitglieder dieser Versammlung bedroht, die wenigen Wesen, die meinem Herzen theuer sind, haben, — wenigstens für den Augenblick — nichts zu fürchten von den Excessen, deren Schauplatz Neapel in den nächsten Tagen, vielleicht sogar in den nächsten

Stunden, sein wird, — aber mein Herz erbebt deshalb nicht minder bei dem Gedanken an das, was manchen meiner hier anwesenden Freunde vielleicht treffen kann, was drohend über dem Haupte Aller schwebt.“

„Sprich! Sprich! Was ist es!“ ertönte es abermals aus zahlreichen Kehlen.

„Das ist es,“ sagte Carlo, „weshalb ich, gegen die Vorschriften unseres Ordens, den Eingang in die Sitzung erzwingen wollte. — So vernehmt es denn, daß eine Wiederholung der entsetzlichen Auftritte, welche durch die Banden des Cardinal Ruffo ganz Neapel in Blut tränkten, bevorsteht.“

„Jesus Maria!“

„Die heilige Jungfrau möge uns davor bewahren!“

„Ist es möglich?“

„Wir werden uns dagegen zu schützen wissen!“

„Glück den Anstiftern solcher Schandthaten!“

So machten sich die verschiedenen Gefühle, welche durch diese fürchterliche Mittheilung hervorgerufen wurden, Luft, je nachdem Die, welche die Aeußerungen thaten, mehr oder minder von Schreck und Angst ergriffen wurden.

Viele aber geriethen durch die Kunde so sehr in Furcht, daß sie die Sitzung in eiliger Hast verlassen wollten, ohne noch genau zu wissen, um was es sich

handelte. Galt es doch, ihre Habe, mehr noch, ihre Lieben, vor den drohenden Gefahren wo möglich noch in Sicherheit zu bringen, obgleich die so von Furcht Ergriffenen schwerlich wußten, was sie zu diesem Zwecke beginnen sollten. Doch Alle wurden durch ein donnernes „Halt!“ Minichinis zurückgerufen, und schon traten auf einen befehlenden Wink des Präsidenten die beiden Assistenten an die Thür, und erhoben drohend ihre Beile.

„Ihr Unsinnigen!“ rief Minichini, aufgebracht über die Feigheit, welche mehrere der guten Bettern — wie die Bundesbrüder genannt wurden, — gezeigt hatten, und die eben nicht geeignet war, die Hoffnung zu erwecken, daß auf ihren muthigen Beistand zu rechnen sei. „Ihr Unsinnigen,“ wiederholte er, „wo wollt Ihr hin? — Bildet Ihr Euch ein, der Einzelne vermöchte etwas gegen die Gefahr, selbst ohne genau zu wissen, worin sie besteht? — Erst laßt uns die Nachrichten vernehmen, die unser Meister Carlo uns mitzutheilen hat; dann aber müssen wir mit Ruhe und Ueberlegung berathen, was zu thun ist, um vereint dem, was uns bedroht, die Stirn zu bieten; denn selbst die Kleinmüthigsten unter Euch werden einsehen, daß wir mehr vermögen, wenn wir Alle gemeinschaftliche Sache

machen, als wenn jeder Einzelne für sich allein zu sorgen, sich allein zu retten sucht."

Diese Worte verfehlten den beabsichtigten Eindruck selbst bei den Furchtsamsten nicht. Schon bei dem „Halt“ des Präsidenten waren Mehrere von denen, die der Thür zustürzten, auf ihre Plätze zurückgekehrt; jetzt nahmen auch die Uebrigen, wenn gleich zum Theil nur zögernd, ihre Sitze auf den Bänken der Meister und der Lehrlinge wieder ein, und als auf ein Zeichen Minichini's die Ruhe in der Versammlung hergestellt war, forderte der Präsident den Meister Carlo auf, seine Mittheilungen zu machen.

IX.

Drohendes Gewitter. — Berathungen und Beschlüsse.

Carlo hatte mit einem Blicke der Geringschätzung, der Verachtung sogar, auf einzelne der Furchtsamsten, die Verwirrung beobachtet, welche seine wenigen Worte in der Versammlung hervorbrachten, und sich dann, mit einem spöttischen Zuge um den Mund, wieder niedergesetzt, mit der vollkommensten Ruhe abwartend, was aus der Aufregung entstehen würde. Als jetzt durch die energischen Bemühungen Minichini's die Ordnung wiederhergestellt war, folgte er sofort der Aufforderung, das, was er Beunruhigendes in Erfahrung gebracht hatte, mitzutheilen.

„Meine lieben und guten Vettern,“ begann er, „was ich Euch zu sagen habe, ist allerdings schlimm, aber

doch nicht so schlimm, daß es deshalb nöthig wäre, den Kopf zu verlieren; vielmehr ist es der Sicherheit und dem Heile Aller ersprießlich, ihn oben zu behalten, und durch kräftiges Zusammenwirken das Uebel abzuwehren; denn die Versicherung kann ich Euch nach meiner innersten Ueberzeugung geben, daß alle Die, welche sich den hier uns drohenden Gefahren durch die Flucht entziehen wollten, dem Verderben gradezu in den offenen Rachen laufen würden. Denn durch ihr Erscheinen als Flüchtlinge in den Provinzen würden sie sich nur verdächtig machen und als Anhänger Murats einzeln ermordet werden, während sich hier wenigstens die Möglichkeit bietet, den Mordbanden Widerstand zu leisten.“

„Ist es denn aber so gewiß, daß wir Mordbanden zu fürchten haben?“ fragte einer von Denen, welche sich vorhin zuerst auf die Flucht begeben wollten.

„Wäre es nicht gewiß,“ entgegnete Carlo mit einem verweisenden Blicke, „dann würde ich nicht leichtsinnig und thöricht genug gewesen sein, durch meine Worte die Furcht hervorzurufen, deren Aeußerungen ich vorhin leider in dieser Versammlung gewahrte, während ich die Brüder unseres Ordens im Allgemeinen wahrlich für muthiger gehalten hätte.“

„So kannst Du uns also Gewisses, Zuver-

läßiges, mittheilen?“ fragte Minichini, dem daran lag, endlich etwas Bestimmtes zu erfahren.

„Jedes Wort, das ich Euch sage, ist zuverlässig,“ entgegnete Carlo ernst und entschieden, „denn ein glücklicher Zufall ließ mich mit eigenen Ohren die ruchlosen Pläne vernehmen, die von dem Hofe unseres gnädigen Herrschers entworfen sind, um sich mit einem Schlage der meisten Jener zu entledigen, von denen der rückkehrende König Widerstand gegen die Maßregeln befürchten zu müssen glaubt, die er auszuführen im Schilde hat, das heißt, die seine Minister und seine Hofschranzen beabsichtigen, denn wir Alle wissen nur zu gut, daß der schwache Ferdinand IV. nur selten etwas aus eigenem Antriebe und aus freiem Willen thut. — Könnt Ihr übrigens glauben, daß die Lazzaroni sich die willkommene Gelegenheit der Blinderung, die der Hof selbst ihnen durch die Bezeichnung der Muratisten bietet, würden entgehen lassen?“

„Das nicht,“ sagte Minichini, „das Wesentliche ist aber jetzt, zu erfahren, ob schon etwas Bestimmtes beschlossen ist, und was wir thun können, um solchen Beschlüssen entgegenzuwirken.“

„Der Beschluß ist zwar nur im Allgemeinen gefaßt,“ entgegnete Carlo, „aber alle Anstalten zu seiner Ausführung sind getroffen. Es wurde eine Liste der

vorzüglichsten Muratisten entworfen und vertheilt, gegen welche die Volkswuth, oder vielmehr die Wuth der Lazzaroni, die ich nicht mit dem ehrenden Namen des Volkes bezeichnen mag, zuerst gelenkt werden soll; daß es aber bei diesen namhaft gemachten Opfern nicht bleiben wird, wenn die wilden Leidenschaften einmal entfesselt sind, darauf dürft Ihr Euch verlassen. Was Ihr aber zu erwarten, zu fürchten habt, mögt Ihr daraus entnehmen, daß gestern hier einige königliche Agenten angekommen sind, um die Lazzaroni vorläufig aufzuheben, und daß diese Agenten größtentheils ehemalige Züchtlinge von Ponza sind, welches der Fürst von Canosa geleert hat, um die Verbrecherbande wie wilde Thiere auf das ganze Land, besonders aber auf Neapel selbst, zu heben. Der Fürst von Canosa, der sich zunächst nach Capua gewendet haben soll, wo er Murat gefangen zu nehmen hoffte, wird stündlich erwartet, und sobald er — wahrscheinlich unter irgend einer Verkleidung — hier eingetroffen ist, wird er nicht säumen, das Signal zu dem Ausbruche zu geben, daran dürft Ihr nicht zweifeln. Schon wurden nicht unbedeutende Geldsummen unter die Lazzaroni und das ganze übrige Gesindel der Hauptstadt vertheilt. Was aber das Empörendste an der ganzen Sache ist! — Wißt Ihr, wer zum Anführer der Lazzaroni bestimmt wurde?“

Der Redner hielt inne und blickte fragend in der Versammlung umher, als sei er neugierig, ob der gefürchtete Name, den er zu nennen hatte, von irgend einem andern Munde ausgesprochen werden würde. Allein so bekannt, so verrufen und verhaßt der Name auch bei einem großen Theile der Bevölkerung sein mochte, wagte dennoch Keiner, ihn auszusprechen, aus Furcht, daß er wie ein Todesurtheil über Hunderte der achtbarsten Bürger, und gewiß auch über viele der Anwesenden, klingen würde.

Es ertönte daher nur in athemloser Erwartung von vielen Lippen der Ruf:

„Wer? — Wer ist es! — Spanne uns nicht länger auf die Folter!“

„Nun wohl denn,“ sagte Carlo mit feierlichem Ausdruck, „Luciano ist es, der entsetzliche Mensch, der sich selbst bei den Greuelsen, die der Cardinal Ruffo über Neapel herbeiführte, durch seine wilde Grausamkeit und Blutgier auszeichnete, der sich rühmt, mit eigenen Händen an achtzig Opfer, und unter diesen sogar Weiber und Kinder, langsam zu Tode gemartert zu haben, die noch ungerechnet, die er im blutigen Gemetzel niederhieb!“

Es schien, als habe der Name Luciano Alle vor Staunen, Schrecken oder Entsetzen versteinert, denn

Keiner der Anwesenden regte sich und nur hier und dort tönte es aus angstbeflommener Brust:

„Luciano! — Luciano!“

„So ist es,“ sagte Carlo nach einer kleinen Pause, „und ich wiederhole: Dieser eine Name wird genügen, um Euch zu zeigen, was wir zu erwarten haben!“

„Entsetzlich! — Abscheulich! — Dann ist an keine Rettung zu denken!“ riefen jetzt zahlreiche Stimmen, denn die Angst mußte sich durch Worte Luft machen. Es schien einen Augenblick, als wollten Muthlosigkeit und Verzweiflung sich Aller bemächtigen und selbst Minichini senkte den Kopf, als zeige sich ihm kein Rettungsmittel. Doch seine Entmuthigung, wenn er sie überhaupt empfunden hatte, währte nur einen Moment, denn beinahe augenblicklich erhob er sich von seinem Sitze und rief mit kräftiger Stimme, der nicht das leiseste Beben der Furcht anzuhören war:

„Nur wer selbst an seiner Rettung, sogar an der Möglichkeit derselben, verzweifelt, ist wirklich verloren, dem Muthigen, dem Entschlossenen aber, bieten sich hundert Rettungsmittel statt einem. Auch bin ich überzeugt, daß unser guter Vetter Carlo uns nicht mit solcher Ruhe von der drohenden Gefahr gesprochen haben würde, hätte er uns nicht zugleich einen Rath

zu ertheilen, wie dieselbe abzuwehren, zu besiegen vielleicht, wenigstens aber zu vermindern ist."

Dabei richtete er einen fragenden Blick auf Carlo, und dieser rief augenblicklich:

„Unser verehrter Großmeister hat Recht, und in der That bot sich mir auf eine beinahe wunderbare Weise mit der Kenntniß von dem Gifte zugleich ein Gegengift. — Domenico, ein anderer Lazzaroni, mit dem, für einen solchen auffallenden, Beinamen des Geizhalses, also, wie sich vermuthen ließ, und wie ich mich selbst auch bereits überzeugte, dem Gelde sehr zugänglich, war schon seit längerer Zeit mit Luciano verfeindet; eben heute hat zwischen den Beiden ein heftiger Streit Statt gefunden, der die Feindschaft Domenico's zum Hasse steigerte, und er ist bemüht, aus allen Kräften den Absichten Luciano's entgegen zu arbeiten und für sich selbst eine Partei zu bilden. Daß die Absichten Domenico's sehr ehrenhafter Art sind, will ich keineswegs behaupten, indeß darf man von ihm nicht die gleichen Grausamkeiten befürchten, wie von Luciano und jedenfalls kann die Feindschaft zwischen Beiden, die Spaltung, die dadurch unter den Lazzaroni herbeigeführt wird, allen Gutgesinnten wichtige Dienste leisten, ja, sie hat dies bereits gethan, denn von Domenico erhielt ich die Liste der bezeichneten Opfer,

und es bietet sich uns dadurch ein Mittel, zahlreiche Verbündete außerhalb der Reihen der Carbonari zu gewinnen; denn Jeder, dessen Name auf dieser Liste steht, muß einsehen, daß es sich nicht nur um sein Gut, sondern auch um sein und der Seinigen Leben handelt; daß daher dem wilden Angriffe der muthigste, ja der verzweifeltste Widerstand entgegengesetzt werden muß, und daß dieser nichts nützen kann, wenn er nur vereinzelt geleistet wird, sondern daß es für alle Bedrohten ein nothwendiges Gebot ist, sich eng aneinander zu schließen, und sich zur gemeinschaftlichen Vertheidigung zu vereinigen. — Noch haben wahrscheinlich viele der hier bezeichneten Opfer keine Ahnung von dem Loose, welches ihnen, zum Hohne der allgemeinen Amnestie, bestimmt wurde, welche durch eine Capitulation verheißen wird, die, wie ein dunkles Gerücht versichert, in Casalanza mit dem Befehlshaber der österreichischen Truppen abgeschlossen worden sein soll. — Eine Warnung wird hinreichend sein, alle diese dem Tode Geweihten aus ihrer verderblichen Sicherheit aufzuschrecken, und sie zu bewegen, sich unseren Bemühungen anzuschließen. Deshalb ist es meine Meinung, ohne Säumen durch Mitglieder unseres Ordens die Bezeichneten von der ihnen drohenden Gefahr zu benachrichtigen und sie aufzufordern, sich bei dem ersten Alarmrufe uns

bewaffnet anzuschließen, und auf die im Voraus zu bezeichnenden Sammelplätze zu eilen."

„Ich stimme dieser Ansicht und diesem Vorschlage unseres guten Betters vollkommen bei," nahm nach dieser Auseinandersetzung der Präsident das Wort. Darauf ließ er sich von Carlo die Proscriptionsliste reichen, und indem er die Namen derselben ablas, forderte er die Versammlung auf, daß einer von Denen, welche in der Nähe der Bezeichneten wohnten, sich erböte, die Warnung und Aufforderung an dieselben zu überbringen, denn die Benachrichtigungen mußten mit der größten Eile bewirkt werden, da der Ausbruch von einem Augenblicke zum andern erfolgen konnte, und deshalb durchaus keine Zeit zu verlieren war. Es wurde daher beschlossen, sich durch die Nacht nicht abhalten zu lassen, und Mehrere eilten auf der Stelle fort, die Sendung zu erfüllen, und zugleich die Waffen bereit zu halten, mit denen sich alle Carbonari schon seit längerer Zeit heimlich versehen hatten.

Die Vorlesung der Liste erweckte mehrmals Aeußerungen des lautesten Unwillens, wenn entweder der Name eines der Anwesenden, — wie dies mehrmals geschah, — vorkam, oder wenn als Opfer der Volkswuth irgend ein Mann bezeichnet wurde, der wegen seiner ehrenhaften Gesinnungen, seiner Tugend oder seiner

sonstigen vorzüglichen Eigenschaften in der allgemeinsten Achtung stand.

Nachdem die Vorlesung der Liste beendigt war, hielt Minichini eine kurze allgemeine Berathung, an welcher, gegen die Statuten des Ordens zwar, jedoch in Erwägung der Dringlichkeit des Gegenstandes und der Verhältnisse, ausnahmsweise auch die Lehrlinge Theil nehmen durften, da sich unter denselben manche bejahrte und erfahrene Männer befanden, deren Ansichten bei der Lage der Dinge von Wichtigkeit und wohl beachtenswerth sein konnten.

Es wurden in dieser Berathung verschiedene Sammelplätze bestimmt, zu denen die Carbonari bei dem ersten Ausbruche eines Volksaufstandes bewaffnet eilen sollten, um die Ordnung aufrecht zu halten, die Excesse so viel als möglich zu verhindern, und dem Pöbel durch ihre Zahl und Haltung zu imponiren.

Ferner wurde bestimmt, als Erkennungszeichen die Farben des Ordens, blau, roth und schwarz, anzulegen, entweder in Bandschleifen in den Knopflöchern, in Rockfalten, oder auf irgend eine andere, leicht erkennbare Weise. Die Häuser, in welchen Carbonari wohnten, sollten ebenfalls durch diese Farben bezeichnet werden, um dieselben für den Fall eines Angriffes sogleich erkennen, und ihnen Schutz gewähren zu können. Bei

den Häusern aber, welche von Ordensbrüdern bewohnt wurden, deren Namen mit auf der Proscriptionsliste standen, sollten kräftigere Vertheidigungsmittel vorgekehrt werden, und ohne große Mühe wurden von den jüngeren Carbonari die, welche ohne Familie waren, dazu bestimmt, sich, vollständig bewaffnet, und mit Munition reichlich versehen, bei den Bedrohten im Laufe des Vormittags schon in hinreichender Zahl einzufinden, um einem versuchten Angriffe jeden Augenblick durch eine kräftige Vertheidigung entgegenzutreten zu können, und wahrscheinlich schon durch das Unerwartete eines solchen Widerstandes die Angreifer in die Flucht zu treiben.

Die dem Verderben Bezeichneten sollten von diesen Beschlüssen benachrichtigt, für die Dauer der Gefahr unter den Schutz des Ordens gestellt und als dessen Mitglieder betrachtet werden, ihnen deshalb auch gestattet sein, sich der Ordensfarben als eines Schutzmittels und Bundeszeichens zu bedienen.

Nachdem alle diese Anordnungen und Verabredungen getroffen worden waren, ging die Versammlung auseinander, als bereits der Tag dämmerte, welchem Alle mit so lebhaften Besorgnissen entgegensahen, daß wohl nur Wenige daran dachten, der Ruhe zu genießen, deren sie bedurften, um zu den kommenden, wahrscheinlich schweren Ereignissen die erforderlichen Kräfte zu sammeln.

Unter diesen Wenigen befand sich Carlo, der sich furchtlos, unbekümmert um das, was vielleicht schon die nächsten Stunden bringen würden, dem Schläfe in die Arme warf, denn er kannte aus Erfahrung den hohen Werth, den es hat, wichtigen Ereignissen an Geist und Körper ungeschwächt entgegen zu treten. Doch nur drei Stunden ungestörten Schlafes gönnte er sich. Dann sprang er auf von seinem Lager und eilte nach der Wohnung, die Jean Aubusson ihm am Tage zuvor als die seinige bezeichnet hatte. Denn die drohenden Ereignisse konnten ihn nicht bestimmen, das Versprechen, das er dem jungen Manne gegeben hatte, unerfüllt zu lassen; vielmehr fand er sich eben dadurch bewogen, seinen Besuch zu beschleunigen, denn der trauernde Sohn hatte auf eine eigenthümlich lebhafteste Weise seine Theilnahme erweckt, und obgleich der Name Aubusson nicht mit auf der verhängnißvollen Liste gestanden hatte, fürchtete er doch Gefahren für seinen jungen Schützling, da derselbe als Franzose bekannt sein mußte und deshalb ein Gegenstand für die Blutgier der Vazzaroni war, auch wenn die Plünderungssucht derselben vielleicht nicht hoffen durfte, bei ihm Befriedigung zu finden.

Mit den freundlichsten Absichten des Rathes, des Beistandes, trat Carlo nach einem Gange von länger

als einer Viertelstunde bei Jean Aubusson ein, den er bereits außer dem Bette fand, thränenden Auges damit beschäftigt, einige Briefe und andere Papiere, die auf einem Tische vor ihm ausgebreitet lagen, zu lesen und zu ordnen.

X.

Schandthaten.

„Störe ich, mein junger Freund?“ fragte Carlo mit freundlich=theilnehmendem Tone, indem er Jean herzlich die Hand reichte, in welche dieser kräftig einschlug, indem er sagte:

„Sie sind mir wahrhaft willkommen, mein theurer Lebensretter; nur um meinen Schmerz zu betäuben, beschäftigte ich mich mit diesen Papieren, aber es ist eine traurigere Beschäftigung, als ich dachte, denn ich gewann dadurch Kenntniß von manchen Dingen, die ich wohl ahnete, doch nicht mit Bestimmtheit wußte, und jetzt erst habe ich die Ueberzeugung gewonnen, was mein armer Vater gelitten haben muß, ehe der Kummer seinem Leben ein Ende machte, ihn mordete, wie ich mich erinnere, Ihnen gestern gesagt zu haben.“

„Und wer ist der Urheber dieses Kummers, wie heißt Der, an dem Sie Rache zu nehmen haben, wie Sie mir mittheilten?“

Indem Carlo so sprach, ließ er sich ohne Umstände auf einem Sessel nieder, denn der junge Aubusson war zwar bei seinem Eintritt aufgestanden, aber er hatte es versäumt, seinem Gaste einen Sitz anzubieten, und erröthend über seine unhöfliche Vergeßlichkeit nahm er jetzt dem Calabresen gegenüber Platz.

„Allerdings,“ beantwortete er Carlo's Frage. „Zwar war der Name Dessen, der nicht nur unsäglichen Kummer, sondern auch unverdiente Schande über meines geliebten, unschuldigen Vaters Haupt brachte, mir nicht unbekannt, wie er denn auch in diesen Papieren mehrfach genannt wird; allein verschiedene Umstände vereinigten sich schon früher, um mir die Ueberzeugung zu gewähren, daß der Name ein falscher war, wahrscheinlich nur zu dem Zwecke angenommen, um ungestraft, ohne Furcht vor gerechter Rache, ein doppeltes Bubenstück verüben zu können.“

„Und welches ist dieser falsche Name?“ fragte Carlo, theilnahmvoll und neugierig zugleich.

„Albertini!“ entgegnete Jean, indem er unwillkürlich die Zähne zusammenbiß und die Fäuste ballte; denn er wurde von Wuth ergriffen, indem der Name

ihn an die Missethat des Mannes erinnerte, der denselben trug.

„Albertini!“ wiederholte Carlo sinnend, als suche er sich zu erinnern. „Der Name ist mir fremd, und gleichwohl kommt es mir vor, als ob ich ihn schon früher, und zwar unter besonderen Verhältnissen, gehört hätte. — Doch theilen Sie mir jetzt die Ursache Ihres Kammers und Ihres Hasses mit, und ich gebe Ihnen die Versicherung, daß Sie Ihr Vertrauen nicht zu bereuen haben sollen.“

„Ich bin davon überzeugt,“ sagte Jean herzlich, indem er seinem Retter aus so dringender Gefahr abermals die Hand reichte. Dann suchte er sich zu sammeln, um die nöthige Ruhe zu seiner Erzählung zu gewinnen und nach einer kurzen Pause begann er:

„Ich habe eine ältere Schwester — ich hatte sie, sollte ich wohl eigentlich sagen; denn obgleich sie noch am Leben ist, muß ich sie als für mich verloren betrachten. — Sie war ein eben so schönes als gutes Mädchen, sittsam, häuslich, gebildet, und die ganze Freude unseres Vaters. Ich hing an ihr mit kindlicher Liebe, und sie verdiente diese, denn mit aufopfernder Sorgfalt hatte sie seit meiner zartesten Kindheit bei mir die Stelle unserer früh verstorbenen Mutter vertreten.“

„Wir lebten still und zurückgezogen, denn der Vater liebte rauschende Vergnügungen nicht, auch waren seine Einkünfte zu beschränkt, sich die Genüsse der Reichen gewähren zu können, denn er bekleidete nur einen untergeordneten Posten, obgleich derselbe in sofern nicht unbedeutend war, als viele wichtige Papiere des Ministeriums theils durch seine Hände gehen mußten, theils seiner Obhut übergeben blieben; ein Beweis, daß er sich des ganzen Vertrauens seiner Vorgesetzten zu erfreuen hatte, und wahrlich, er verdiente dasselbe, obgleich —“

Der junge Mann schien hier von den schmerzlichsten Erinnerungen ergriffen; er machte eine Pause, fuhr aber schon nach wenigen Augenblicken fort:

„Der beschränkten Mittel meines Vaters ungeachtet verdankten wir es der sparsamen Eintheilung, und der Umsicht meiner Schwester Eugenie, daß wir ohne alle äußeren Sorgen lebten, während in anderer Beziehung das Glück unseres kleinen Familienkreises kaum etwas zu wünschen übrig ließ. — Doch unser Glück war zu ungetrübt, als daß es von langer Dauer hätte sein können. — Jener Albertini, den des Himmels Fluch treffen möge, schlich sich als Schlange in unser Paradies und seine Bosheit vernichtete binnen kurzer Zeit den ganzen Segen, den der Himmel uns bisher verliehen

hatte. — Es ist jetzt länger als ein Jahr, als der Saal-
nachbar, den wir als einen lieben Freund schätzten und
achteten, und der sich unserer Familie angeschlossen
hatte, uns durch einen plötzlichen Tod entrisen wurde.
Albertini bezog die leer gewordene Wohnung, und
auch er suchte alsbald unsere Bekanntschaft. Mein
Vater nahm ihn mit seiner gewöhnlichen Freundlichkeit
auf, und nach kurzer Zeit schien auch er, wie sein Vor-
gänger, zu uns zu gehören. Bald bewarb er sich
augenscheinlich um die Liebe Eugeniens, und seinem
gefälligen, einschmeichelnden Wesen gelang es, das Herz
des Mädchens zu gewinnen, das so wenig Gelegenheit
gehabt hatte, Männer kennen zu lernen. Als Albertini
dann offen um die Hand meiner Schwester warb, und
dabei mit scheinbarer Aufrichtigkeit seine Verhältnisse dar-
legte, hatte mein Vater nichts gegen die Verbindung
einzuwenden; Albertini und Eugenie wurden im
Beisein einiger Freunde und Collegen meines Vaters
feierlich mit einander verlobt, und die Hochzeit sollte
sein, sobald Albertini die Familien-Angelegenheiten,
wegen welcher er nach Neapel gekommen zu sein vor-
gab, geordnet haben würde. Dann sollte Eugenie ihn
nach seiner Vaterstadt Pescara begleiten, wo er, wie
er uns schon früher gesagt hatte, ein eigenes Haus
besaß und ein einträgliches Geschäft betrieb, so daß

durch die Verbindung mit ihm die Zukunft meiner Schwester auf eine anständige und sorgenlose Weise gesichert erschien.

„Von dieser Zeit an wurde Albertini ganz als das Mitglied unserer Familie betrachtet und behandelt, und Niemand von uns dachte daran, Mißtrauen in ihn zu setzen, wenn er oft allein in unserer Wohnung blieb. — Gleichwohl mißbrauchte er das in ihn gesetzte Vertrauen auf die nichtswürdigste Weise, davon sollte mein armer Vater sich bald auf das Empfindlichste überzeugen, als eines Tages sein Büreauchef ihm die heftigsten Vorwürfe darüber machte, die ihm anvertrauten Papiere veruntreut zu haben. Voll Unwillen wies mein Vater die Beschuldigung zurück, da legte sein Chef ihm die Abschrift eines Documentes vor, und behauptete, daß dieselbe nur durch seine Schuld, oder mindestens durch seine Nachlässigkeit, erlangt worden sein könne. — Mein Vater betheuerte seine gänzliche Unschuld mit einem solchen Tone der Wahrheit, daß sein Vorgesetzter dadurch wieder freundlicher gestimmt wurde; indeß entließ er ihn doch mit einer sehr ernstern Mahnung, sorgsamere Aufsicht über die unter seinem Verschlusse befindlichen wichtigen Papiere und Documente zu führen.

„In der tiefsten Niedergeschlagenheit kehrte mein

Vater am Abend von dem Bureau in seine Wohnung zurück; seinem bekümmerten Herzen wenigstens einige Erleichterung zu verschaffen, theilte er uns das Vorgefallene mit, indem er nicht daran dachte, gegen seinen künftigen Schwiegersohn, der, wie gewöhnlich, den Abend bei uns zubrachte, daraus ein Geheimniß zu machen. Albertini schien überrascht, aber auch empört zu sein, und fragte hastig, ob mein Vater nicht gegen irgend Jemand Verdacht hegte. Als mein Vater dies verneinte, ermahnte Albertini ihn zur größten Vorsicht und Wachsamkeit und verließ uns dann früher, als er sonst zu thun pflegte.

„Am nächsten Morgen besichtigte mein Vater mit der größten Aufmerksamkeit die Papiere, die von besonderer Wichtigkeit waren. Er fand sie alle in Ordnung und vollzählig vorhanden, aber als er auch die Schlösser untersuchte, glaubte er Spuren zu bemerken, daß sie auf eine halbgewaltsame Weise geöffnet worden sein mußten, wahrscheinlich in der Absicht, von den Dokumenten die Copieen zu nehmen, deren eine sein Chef ihm vorgelegt hatte. — Er gerieth dadurch in die größte Verwirrung, und zwar um so mehr, da er noch immer nicht wußte, auf wen er seinen Verdacht lenken sollte. Zwar drängte sich ihm unwillkürlich Albertini's Name auf, denn wer Anders, als dieser,

genoß ungehinderten Zutritt zu unserer Wohnung; indeß hatte sein künftiger Schwiegersohn ihm noch keine Veranlassung gegeben, gegen seinen Character Argwohn zu hegen, und er verwarf diesen daher gewaltsam, als seiner selbst eben so unwürdig, wie des Mannes, dem er das Glück seines geliebten Kindes anvertrauen wollte. Aber er beschloß dennoch, auf seiner Hut zu sein, Albertini genau zu beobachten und jedenfalls die Papiere an einem andern Orte, und unter sicheren Schlössern, zu verwahren. Mit diesem Vorsatze ging er zu der gewöhnlichen Stunde auf sein Bureau, ohne eine Ahnung des fürchterlichen Unglücks zu haben, das während seiner Abwesenheit über sein Haus hereinbrechen sollte.“ —

„Ich kann mir denken, wie Alles gekommen sein wird,“ sagte Carlo. „Dieser Albertini war ein Schurke —“

„Ja, das war er,“ fiel Jean Aubusson ihm hastig in das Wort, „aber Sie können ihn sich noch lange nicht so schwarz gedacht haben, als er es in der That ist. — Doch hören Sie mich ruhig an; ich bin bald zu Ende. — Als ich nach Schluß der Büreauzeit mit meinem Vater, begleitet von einem Schlosser, nach Haus zurückkehrte, fanden wir unsere Wohnung zwar wie gewöhnlich verschlossen, aber als wir die Thür

geöffnet hatten, wurden wir von Schreck und Entsetzen ergriffen. — Zahlreiche Papiere lagen in Unordnung zerstreut auf dem Fußboden umher, und die Schlösser des Schrankes, in welchem die wichtigen Documente gelegen, waren sämmtlich gewaltsam erbrochen, die Documente also offenbar entwendet, denn die umhergestreuten Papiere waren ohne alle Bedeutung. Der Dieb mußte mit sicherem Blick das Wichtige von dem Unwichtigen zu sondern gewußt und nur das erstere mit sich genommen haben.

„Mein Vater sank wie vernichtet auf einen Stuhl, bedeckte das Gesicht mit beiden Händen und stöhnte aus beflommener Brust hervor: „Ich bin verloren!“ — Hestig aber sprang er dann empor, und mit dem ahnungsvollen Ausrufe: „Albertini!“ stürzte er nach der Thür unseres Nachbars. Sie war verschlossen, und Niemand öffnete, so laut er auch rief und pochte. Er forderte den Schlosser auf, sie zu öffnen. Nach einiger Weigerung that er es endlich — die Wohnung war leer; offenbar hatte Albertini sie für immer verlassen.

„Bisher war mein unglücklicher Vater von dem Verluste der ihm anvertrauten Papiere so ergriffen gewesen, daß er an nichts Anderes gedacht hatte; jetzt erst, wo er an dem heimlichen Verschwinden Albertini's

nicht mehr zweifeln durfte, fiel ihm die auffallende Abwesenheit seiner Tochter ein. „Eugenie! Eugenie!“ rief er mit dem Ausdrücke unbeschreiblicher Angst, und eilte wieder hinüber nach der eigenen Wohnung. Eugenie war auch jetzt noch nicht dort, aber es zeigte sich, daß von ihren Sachen, ihren Kleidern, nichts fehlte, als der eine, bescheidene Straßenanzug, in welchem sie gewöhnlich auszugehen pflegte.

„Ein schwerer Stein fiel bei dieser gewonnenen Ueberzeugung meinem armen Vater von der Brust, und auch ich gab den Verdacht, den ich bisher gegen sie gehegt hatte, sie sei mit dem Nichtswürdigen entflohen, auf. Nachdem wir den Schlosser, den lästigen und dennoch auch willkommenen Zeugen dessen, was sich zugetragen, entfernt hatten, sank mein Vater erschöpft auf einen Sessel nieder. „Eugenie wird gewiß bald nach Haus kommen,“ sagte er mit bebender Stimme, „Du aber, mein Sohn, eile, Anzeige von dem zu machen, was mir begegnet ist. — Ich selbst fühle mich für den Augenblick zu angegriffen, um es thun zu können.“

„Ich eilte, seinen Auftrag auszuführen, und als ich nach etwa einer Stunde in Begleitung einiger Beamten zurückkehrte, welche Befehl hatten, den Thatbestand an Ort und Stelle aufzunehmen, war Eugenie noch

immer nicht wieder zu Hause, mein Vater aber von einem so heftigen Fieber ergriffen, daß er nur verworrene unzusammenhängende Antworten zu geben vermochte. Ueber vier Wochen schwebte er zwischen Leben und Tod. Während dieser Zeit boten die Behörden Alles auf, Albertini's habhaft zu werden, denn daß er der Dieb der Documente sei, lag bei dem Thatbestande außer allem Zweifel. Es wurde nach Pescara geschrieben; dort wußte man nichts von einem Albertini; offenbar also hatte er sich einen falschen Namen beigelegt, welcher aber der richtige sei, konnte nicht entdeckt werden, obgleich die Spuren, die man von seinem Thun und Treiben in Neapel auffand, zu der Gewißheit führten, daß er ein Agent der vertriebenen Bourbonen gewesen sei. Er mußte mit einem geheimen Auftrage nach Neapel gekommen sein; wahrscheinlich also war die Entwendung der verschwundenen Documente sein Zweck und um zu diesem zu gelangen, die Liebeswerbungen bei meiner Schwester nur elendes Gaukelspiel. Wie kam es aber dann, daß Eugenie ebenfalls spurlos verschwunden blieb? War sie ihm freiwillig gefolgt? Hatte er sie, sein Bubenstück vollständig zu machen, gewaltsam entführt? War sie nicht gar von ihm ermordet worden, weil sie ihn bei der Verübung des Diebstahls überraschte, und er verhindern wollte, durch

sie verrathen und entdeckt zu werden? — Diese letztere Vermuthung verwarf mein Vater bald, weil sich in unserer Wohnung keine Spur einer weitem Gewaltthat zeigte, als die durch das Erbrechen der Schlösser verübte. Den Gedanken, das tugendhafte Mädchen, die pflichtgetreue Tochter, hätte das Vaterhaus heimlich und ohne ein Wort des Lebewohles verlassen, verwarfen wir Beide, als Eugeniens unwürdig, und so blieb denn nur noch die Vermuthung ihrer gewaltsamen Entführung übrig, die uns zwar mit Angst und Besorgniß erfüllte, uns aber doch auch die Hoffnung ihrer frühern oder spätern Rückkehr ließ.

„So verging die Zeit, ohne daß wir irgend eine Nachricht von Eugenie erhielten. Mein Vater erholte sich von seiner Krankheit, aber er wurde wegen des Verlustes der Documente in eine Untersuchung gezogen, und obgleich man sich von seiner Unschuld überzeugen mußte, von seinem Posten wegen fahrlässiger Vernachlässigung seiner Dienstpflichten entfernt. Als eine besondere Gnade mußte er es noch betrachten, daß man ihm in Erwägung seiner früher geleisteten Dienste eine kleine Pension gewährte, kaum hinreichend, ihn und mich kümmerlich zu ernähren, denn auch mir hatte man, wegen der vorgeblichen Schuld meines Vaters, die kleine Anstellung genommen, die wenigstens

einen schwachen Zuschuß zu den Bedürfnissen der Familie leistete. — So lebten wir ein trauriges Leben, denn mein armer Vater, der sich durch seine Entlassung für beschimpft und entehrt hielt, siechte dahin, wagte es kaum noch, sich den Menschen zu zeigen, und der Kummer, selbst nach so langer Zeit noch immer nichts von meiner Schwester zu hören, nagte an seinem Herzen. — Da endlich wurde ihm vor einigen Tagen von einem unbekannten Menschen auf eine geheimnißvolle Weise ein Papier zugesteckt, als er eben das Haus verließ, um in der Abenddämmerung seinen gewöhnlichen Spaziergang zu machen, da er seit dem unheilvollen Ereignisse Scheu hegte, sich den Menschen am hellen Tage zu zeigen.

„Das Papier trug keine Ueberschrift, aber die Ahnung seines Herzens sagte ihm, von wem es sei und in athemloser Erwartung eilte er zurück auf sein Zimmer, den Inhalt der geheimnißvollen Zuschrift zu lesen. Es war, wie er vermuthet hatte, ein Brief meiner unglücklichen Schwester, aber kaum hatte er die ersten Zeilen überflogen, als er einen lauten Schrei ausstieß und die Hand sinken ließ. Das Blatt entfiel seiner Hand und er brach in sich zusammen. — Erschrocken eilte ich zu ihm, hob ihn empor, schloß ihn in meine Arme. Sein Auge starrte mich ausdruckslos an, sein Athem war

erloschen, — ein Schlagfluß hatte ihn getroffen. — Nur wenige Stunden noch weilte ein Funke des vernichteten Lebens in seinem Körper, aber sein Bewußtsein kehrte nicht zurück und als die Mitternacht kam, war er eine Leiche.“

Der junge Aubusson ließ, von seinen Gefühlen überwältigt, den Kopf auf die Brust herabsinken und ein Strom von Thränen erleichterte sein bedrücktes Herz.

„Und was enthielt der Brief?“ fragte Carlo, welcher der ergreifenden Schilderung des unglücklichen jungen Mannes mit gespannter Aufmerksamkeit und unverkennbarer Theilnahme zugehört hatte.

„Hier ist er! Lesen Sie ihn selbst!“ entgegnete Jean, nahm von dem Tische eines der Papiere und reichte es dem Calabresen. Dieser las:

„Mein theurer geliebter Vater!

„Endlich ist es mir möglich, Dir Nachricht von mir zu geben, wenn ich auch leider selbst jetzt noch nicht so ausführlich sein kann, als ich gern möchte, denn — ich bin eine Gefangene; wenigstens werde ich von argwöhnischen Augen so strenge bewacht, als wäre ich wirklich gefangen, obgleich man mir seit einiger Zeit wenigstens den Schein der Freiheit gewährt.

„Vor allen Dingen laß Dir die Versicherung geben,

daß Deine Eugenie nicht aufgehört hat, Deiner würdig zu sein.

„Bei all den Leiden, die ich zu ertragen hatte, war mir dennoch der Gedanke der schmerzlichste, daß Du mich in dem Verdachte halten würdest, halten müßtest, ich sei in schuldvoller Liebe dem väterlichen Hause entflohen. — Mein, mein Vater, trotz der jetzt gänzlich ertödteten Neigung, die ich für den Nichtswürdigen hegte, der sich in schmachvoller Absicht unter dem Namen Albertini bei uns eingeschlichen hatte, dessen wirklicher Name aber Fürst von Canosa ist, würde ich mich nie dazu haben verlocken lassen, zu vergessen, welche Pflichten die Kindesliebe, die Ehre und die Tugend mir auferlegten. Zwar begleitete ich ihn auf der Flucht, auf die er sich mit den Dir gestohlenen Papieren begab, aber nur die Gewalt, die rohe Gewalt, konnte mich dazu zwingen, nachdem der Mann, dem ich feierlich verlobt war, mich durch List in den Hinterhalt gelockt hatte, von wo ich — gebunden und gefnebelt, um meinen Widerstand zu besiegen, mein lautes Hülfsgeschrei zu unterdrücken — nach dem Boote geschleppt wurde, das den frechen Dieb mit seinem Raube in Sicherheit bringen sollte; denn mit empörendem Hohne gestand Albertini mir, daß er Dir die wichtigen Documente geraubt hätte. Ja, er ging,

als er meinen Zorn, meine Verzweiflung sah, in seiner Roheit sogar so weit, mir zu gestehen, daß er lediglich zu Erreichung dieses Zweckes für mich eine Liebe geheuchelt hätte, die er nicht empfände, wenigstens nicht in dem Grade, um mich zu der Würde seiner Gemahlin erheben zu wollen, obgleich er nicht leugnen könne, daß meine Schönheit auf ihn einen lebhaften Eindruck gemacht hätte, lebhaft genug, um ihn zu dem Entschlusse zu bringen, mich zugleich mit den Papieren zu rauben, da seine erweckte Sinnlichkeit Befriedigung fordere.

„Dieses schamlose Geständniß legte er mir ab, als wir uns bereits auf dem offenen Meere befanden und ich deshalb meiner Bande wieder entledigt war. Zugleich wagte er freche Liebkosungen. Außer mir stieß ich ihn zurück und von Verzweiflung ergriffen schwang ich mich auf die Brüstung, um mich in das Meer hinabzustürzen. Aber noch ehe ich meinen Entschluß ausführen konnte, fühlte ich mich zurückgerissen. Dann wurde ich in die Kajüte hinabgeschleppt und hier eingeschlossen, nachdem ich mich entschieden geweigert hatte, den Fürsten Canosa, den ich noch immer nur als den schlichten Kaufmann Albertini kannte, auch nur eines Wortes zu würdigen.

„Es gewährte mir eine große Erleichterung, daß er sich während des ganzen übrigen Tages nicht mehr bei

mir blicken ließ, und nachdem ich wenige Erfrischungen genossen hatte, entschlummerte ich in der freudigen Hoffnung, daß es mir gelingen würde, meine Freiheit zu erlangen, sobald wir das Land betreten hätten. — Nach qualvollen Träumen, in denen ich mich unter eigenthümlichen Gefühlen in dem Kampfe gegen ein Ungeheuer, dessen heißer Athem mich verbrannte, abgerungen hatte, erwachte ich zu dem entsetzlichen Bewußtsein, daß ich das Opfer der schmachvollsten Missethat sei, entehrt während eines betäubenden, durch künstliche Mittel herbeigeführten Schlafes. — Ich war außer mir; ich verfluchte meinen Verführer, der lachend seine Unthat gestand; ich bot Alles auf, mir das Leben zu nehmen, das mir von jetzt an unerträglich war, und wieder konnte nur Gewalt mich an der Ausführung meiner Absicht verhindern. — Mein Schmerz, meine Wuth, führten einen Zustand des Wahnsinns herbei, der erst gehoben wurde, als — ich ein Kind, die Frucht des an mir verübten Verbrechens, zur Welt gebracht hatte, einen wunderlieblichen Knaben. — Ich leugne es nicht, mein theurer Vater, — und ich hoffe, Du wirst Dein Kind deshalb nicht verdammen — daß die Mutterliebe den Gedanken verdrängte, mir freiwillig den Tod zu geben, obgleich derselbe mehrmals wieder in mir entstand, seitdem ich zu neuem Bewußtsein zurückgekehrt

und die Erinnerung an Alles, was mit mir geschehen, erwacht war. Nicht für mich muß ich leben, wohl aber für meinen Knaben, um demselben die Rechte zu erkämpfen, deren ein unnatürlicher Vater ihn berauben will, und — wenn dies mir nicht gelingt — die Schmach, die mir zugefügt wurde, und die nach dem Vorurtheil der Welt auch auf das unschuldige Wesen zurückfällt, an dem Urheber derselben zu rächen. Deshalb muß ich, so gern ich auch an Dein liebendes Herz, mein Vater, zurückkehrte, in der Nähe des Fürsten Canosa verweilen, gegen den meine frühere Liebe sich in Verachtung und glühenden Haß verwandelt hat, und dessen wirklichen Namen erst unlängst ein Zufall mir bekannt machte. Meine Lage ist unglaublich peinlich und zugleich sehr schwierig, denn will ich mein Ziel erreichen, so muß ich den Augen meines Verführers diese Verachtung, diesen Haß, verbergen, darf ihn nicht ahnen lassen, daß er in mir die erbittertste Feindin besitzt; die tägliche Verstellung aber, zu der ich dadurch gezwungen bin, verursacht mir eine unglaubliche Marter. Sie ist indeß für meine Pläne um so nothwendiger, da der Fürst Argwohn gegen mich geschöpft zu haben scheint, denn er läßt mich wie eine Gefangene bewachen, obgleich ich sonst keine Ursache habe, mich über die Behandlung zu beklagen, die mir zu Theil wird.

Wahrscheinlich fürchtet er Deine und meines Bruders Rache, wenn ich ihm entfliehen sollte, obgleich ich, wie Du aus Vorstehendem siehst, die Absicht keineswegs hege. — Selbst das Schreiben ist mir verwehrt, indeß habe ich dennoch einen sichern Boten für diesen Brief gefunden, der, so Gott will, in Deine Hände gelangt und Dir wenigstens einige Beruhigung über das Schicksal Deines unglücklichen Kindes bringen wird.

„Täglich flehe ich zu dem Himmel um Segen für Dich, mein geliebter Vater, meinen Bruder aber bitte ich, eben so, wie Dich selbst, Eure Liebe nicht zu entziehen

„Eurer beklagenswerthen Tochter und Schwester

„Eugenie.“

„Schändlich! Schändlich!“ sagte Carlo, als er den Brief zu Ende gelesen hatte und indem er denselben an Jean zurückgab. „Uebrigens sieht dies dem würdigen Fürsten von Canosa ganz ähnlich. — Ihre Rache, mein junger Freund, ist vollkommen gerecht, doch werden Sie sich freilich bis zur Vollstreckung derselben noch einige Zeit gedulden müssen. Ist die Zeit dazu erschienen, dann rechnen Sie auf meinen kräftigsten Beistand. — Nun aber,“ fügte er nach einer kurzen Pause hinzu, „sind Sie mir noch die nähere Angabe über die Ermordung Ihres Vaters schuldig.“

Denn so viel ich mich erinnere, sagten Sie mir, als wir hinter der Leiche einherschritten, er sei ermordet und gleichwohl erwähnten Sie vorhin, ein Schlagfluß habe seinem Leben ein Ende gemacht.“

„So ist es in der That,“ entgegnete der junge Aubusson; „aber die Herbeiführung dieses Schlagflusses, der durch die Nachricht von der gewaltsamen Entehrung seiner geliebten Tochter verursacht wurde, nachdem das frühere Verbrechen dieses Canosa das Nervensystem des bejahrten Mannes erschüttert hatte, erscheint in meinen Augen als Mord.“

„Sie mögen nicht Unrecht haben,“ sagte Carlo, „obgleich eigentlich dies Wort keine Anwendung findet. — Doch jetzt, mein lieber junger Freund, habe ich Ihnen Wichtiges mitzutheilen, Wichtiges für das ganze Land, namentlich aber für Neapel, und ohne Zweifel auch für Sie selbst.“

Er theilte hierauf seinem jungen Freunde die herrschenden Besorgnisse vor den Excessen der Lazzaroni mit, ermahnte ihn, sich ungesäumt mit Waffen und Munition zu versehen, bezeichnete ihm einen der Sammelplätze der Carbonari, auf den er sich bei dem ersten Lärmrufe begeben sollte; machte ihn mit dem Paßworte des Ordens bekannt, in den er bei der nächsten Gelegenheit als Lehrling aufgenommen werden sollte, rieth

ihm, die Farben der guten Bettern anzulegen, und schied dann mit einem herzlichen Händedrucke, indem er versprach, wenn bis dahin Alles ruhig bleiben sollte, ihn am nächsten Tage wieder zu besuchen, um mit ihm die Zeit seiner Aufnahme als Carbonari zu berathen.

XI.

François Aubusson und König Murat.

Anseldo Carpi, oder wie wir dessen wahren Namen aus seinem Munde kennen lernten, François Aubusson, schritt, durch Mantel und Hut so verhüllt, daß es Jedem, der ihm begegnete, unmöglich war, ihn zu erkennen, rasch an der Seite des stumm neben ihm hergehenden General Franceschini durch die weiten Gänge des königlichen Palastes hin nach dem Cabinet, in welchem der König und die Königin seiner in lebhafter Besorgniß warteten.

Als er über die Schwelle getreten war und sich hinter ihm die Thür geschlossen hatte, deren Kiegel Franceschini vorschob, um gegen jede unberufene Störung gesichert zu sein, warf der einäugige Bettler Hut und Mantel ab, stürzte Murat zu Füßen, ergriff dessen Hand, zog sie an die Lippen, und rief, indem er

sie ehrerbietig küßte, mit einem Ausdrücke der Rührung, welche man dem gesunkenen Verbrecher nicht hätte zutrauen sollen:

„Ach, mein General, mein König, daß ich es erleben mußte, Sie in einer solchen Lage zu erblicken! — Und dennoch,“ fügte er rasch hinzu, auf einen Wink des Königs sich vom Boden erhebend, — „und dennoch muß ich mich darüber glücklich schätzen, denn Gott hat mich Unwürdigen dazu ersehen, zum rettenden Werkzeug für Eure Majestät zu werden, und so wenigstens einen Theil der vielen und schweren Verbrechen zu sühnen, mit denen ich mein Leben besudelte!“

„Ich danke Dir für Deine gute Absicht, Aubusson,“ sagte der König, zwar freundlich, aber dennoch mit unverkennbarem Widerstreben, mit einem solchen Menschen in nähere persönliche Berührung kommen zu müssen; „indefß hoffe ich, daß meine Rettung auch ohne Dich gelingen wird!“ Bei diesen Worten konnte er einen geringschätzenden Blick auf die zerlumppte Gestalt des Bettlers nicht unterdrücken.

Aubusson sah diesen Blick wohl, und er fühlte sich dadurch schmerzlich berührt; aber er ließ sich dies nicht merken, sondern sagte hastig und mit einem Ausdrücke, dem man die lebhafteste Besorgniß anhören konnte, beinahe flehend:

„Geben Eure Majestät keiner trügerischen Hoffnung Raum, oder Sie sind verloren. — Ach, möchte meine Zunge beredt genug sein, Sie zu überzeugen, daß nur allein durch mich die Rettung möglich ist, und daß dazu sogar keine Zeit verloren werden darf, wenn sie nicht vielleicht auch mir unmöglich werden soll.“

Murat richtete einen fragenden Blick auf den General Franceschini, und dieser, wohl errathend, daß der König wünsche, durch ihn der Nothwendigkeit überhoben zu werden, den Beistand des Bettlers annehmen zu müssen, sagte rasch:

„Alle Anstalten sind getroffen, Sire —“

„Vergebens!“ fiel ihm der Einäugige in das Wort. „Alle Schritte, die der Herr General und die anderen Getreuen im Laufe des heutigen Tages thaten, sind beobachtet oder verrathen worden, und schon hat man Anstalt getroffen, sich der Flucht mit Gewalt zu widersetzen. Der Fürst von Canosa, dem geheime Agenten bereits seit mehreren Tagen vorarbeiteten, traf vor zwei Stunden ein; die Lazzaroni werden sich unverzüglich in Masse erheben, und mich wundert sogar, daß sie es nicht auch ohne das erwartete Signal bereits gethan haben, da ihre Plünderungssucht keines besondern Antriebes bedarf; alle Ausgänge des Schlosses werden schon seit Mittag durch einzelne Haufen im Auge

behalten, und wenn Eure Majestät das Schloß anders, als in unscheinbarer Verkleidung verlassen wollten, so würde Ihr theures Leben kaum vor der Wuth der aufgehetzten Menge zu bewahren sein."

„Die Garden," bemerkte Franceschini; doch der Bettler fiel ihm abermals in das Wort, indem er sagte:

„Die Garden wanken, sind sogar zum Theil bereits abtrünnig geworden, und es ist ihnen auf keinen Fall zu trauen; überdies würden sie, selbst bei der felsenfestesten Treue, durch die große Ueberzahl bald erdrückt werden."

Noch während er so sprach, entstand plötzlich auf der Straße lautes Geschrei, hervorgerufen durch das verworrene Getöse zahlreicher Stimmen.

Mit einem Sprunge war der Bettler an dem Fenster, durch welches man die Aussicht auf den großen freien Platz vor dem Schlosse hatte.

Bei dem Scheine mehrerer Fackeln sah er hier einen bunten Knäuel finsterner Gestalten, deren Menge sich mit jeder Minute vergrößerte und die an der charakteristischen Kleidung, man möchte beinahe sagen, an dem charakteristischen Mangel der Bekleidung, als die gefürchteten und in der That zu fürchtenden Razzaroni zu erkennen waren.

Während der Bettler so einige Augenblicke beobach-

tend an dem Fenster stand, flüsterte die Königin ihrem Gemahle ängstlich zu:

„Wer ist dieser widerliche Mensch, Soachim? — Darfst Du Dich ihm auch anvertrauen?“

„Ich darf es unbedingt,“ versicherte Murat. „Er diente als einer der tapfersten Soldaten unter mir in Egypten, und rettete mir mit Todesverachtung und seltener Selbstopferung das Leben, wobei er das Auge einbüßte. Damit er fortdienen könnte, ließ ich ihm ein künstliches Auge einsetzen, und er erblickte darin eine so große Wohlthat, daß er mit wahrem Enthusiasmus an mir hing. Aber er war ein toller, leidenschaftlicher Bursche, und obgleich er eine bessere Erziehung genossen hatte, mußte er so oft bestraft werden, daß er seiner Tapferkeit ungeachtet nicht avanciren konnte. — Endlich beging er ein entehrendes Verbrechen, wegen dessen er erschossen werden sollte. Ich begnadigte ihn zwar, aber er mußte aus dem Soldatenstande, der keine Ehrlosen in seinen Reihen duldet, ausgestoßen werden. Unter den heftigsten Ausbrüchen der Dankbarkeit für das ihm geschenkte Leben, an dem er leidenschaftlich hing, so oft er es auch schon im Schlachtgewühl in die Schanze geschlagen hatte, umflammerte er meine Knie, und schwur mir unter Thränen, daß er mir diese Wohlthat vergelten würde, wenn es irgend in seiner Macht stände. —

Und er hat Wort gehalten, denn er war es, der mir die Verschwörung des Marquis Palmieri verrieth, von der er auf eigenthümliche Weise Kenntniß erlangt hatte, und der mir so wahrscheinlich zum zweiten Male das Leben rettete. — Wie Du siehst, hat er nicht übel Lust, das jetzt zum dritten Male zu thun, oder wenigstens den Versuch dazu zu machen.“

„Und der Versuch wird mit Gottes Hülfe gelingen,“ sagte der Bettler, welcher des Königs letzte Worte gehört hatte; „nur dürfen Eure Majestät nicht zögern, müssen auch das von mir gebotene Mittel ergreifen und mir Ihr unbedingtes Vertrauen schenken.“

Ohne des Königs Antwort abzuwarten, oder sich durch die Königin beirren zu lassen, die noch immer argwöhnische Blicke auf ihn richtete, griff er unter sein zerlumptes Wams und zog seinen Höcker hervor, der, wie sich jetzt zeigte, aus einem vollständigen Anzuge, wie die geringeren Schiffsleute und Matrosen ihn zu tragen pflegten, gebildet war. Kein Stück desselben war vergessen, weder die plumpen Schuhe, noch selbst das Heiligenbild von Messingblech, welches bei den abergläubischen Seeleuten Neapels als Talisman gegen Uebel mancherlei Art betrachtet wird.

Der Anzug war nicht nur unscheinbar, sondern sogar unsauber, so daß der prachtliebende Murat ihn

nur mit Widerwillen betrachtete und nicht geneigt schien, davon Gebrauch zu machen. Der Einäugige aber drang mit Ungestüm in ihn, indem er sagte:

„Nur unter dieser Verkleidung wird es mir möglich sein, Sie mitten durch die Haufen der wilden Razzaroni hindurchzuführen, denen ich unter der Gestalt, in welcher Eure Majestät mich hier erblicken, gut bekannt bin, und die nicht daran denken werden, einen Begleiter von mir, mit dem ich Arm in Arm gehe, — denn diese Demüthigung müssen Sie sich zu Ihrer Sicherheit gefallen lassen, — anzuhalten oder gar ihm das geringste Leid zuzufügen. — An einer abgelegenen und verborgenen Stelle der Küste wartet ein kleines Boot unserer unter der Obhut eines zuverlässigen Matrosen, und ich setze mein zweites Auge zum Pfande, daß ich Eure Majestät glücklich an Bord bringe, wenn Sie sich meiner Führung unbedingt anvertrauen und während des Weges schnell den Weisungen folgen wollen, welche Ihnen zu ertheilen mich vielleicht unerwartete Umstände zwingen. Zwar sind bewaffnete Boote bereits ausgesendet, an der Küste zu kreuzen, um Ihre Flucht auf dem Meere zu hindern, wenn es Ihnen glücken sollte, bis dahin zu entkommen, allein ich fürchte diese Kreuzer nicht, und gebe Euer Majestät die heilige Versicherung, daß ich Sie ungefährdet bis nach der Insel Ischia

bringe. — Von dort freilich müssen Sie sich selbst weiter helfen, was aber nicht schwer sein wird, wenn Sie sich mit Geld reichlich versehen.“

Während Francois Aubusson so sprach, hatte er unter dem Beistande des General Franceschini, und mit einer gelegentlichen Hülfsleistung der Königin selbst, die Verkleidung des sich kaum noch sträubenden Murat vollendet. Jetzt zog er aus der Tasche eine Büchse, nahm einen Theil von dem Inhalte derselben in die Hand und ehe der König es sich versah, waren ihm die Hände mit einer bräunlichen Masse so gefärbt, daß sie, zumal bei der Dunkelheit der Nacht, selbst unter dem Scheine der Fackeln für die rauhen, durch Arbeit und Unsauberkeit geschwärzten Hände eines wirklichen Schiffsmannes gelten konnten. Auf die Aufforderung Aubussons entstellten dann die Hände der Königin das Gesicht ihres Gemahls auf ähnliche Weise, und so war Alles zu dem Ausbruche bereit.

„Folgen Eure Majestät mir jetzt ohne Furcht,“ sagte der Einäugige; „doch muß ich Sie bitten, wenn wir unter die Lazzaroni kommen, sich fest an meinen Arm zu hängen, oder vielmehr den Ihrigen mir, dem armen Lahmen, zu leihen; denn zeigten Sie kein zutrauliches Benehmen, wie das eines Kameraden, gegen mich, dann möchte Verdacht entstehen, und der könnte leicht

zu unser beider Verderben führen. — Lassen Sie uns also jetzt gehen und den Weg durch das Seitenpförtchen einschlagen, durch welches ich hereingekommen bin.“

Schon hob der König den Fuß, um dem niedern Führer zu folgen, den das Verhängniß ihm zu der Errettung aus drohender Gefahr verliehen hatte, als er plötzlich zögerte, und, wie beschämt darüber, daß dieser Gedante ihm erst so spät kam, ausrief:

„Und meine Frau? — Meine Kinder? — Soll ich mich durch feige Flucht der Gefahr entziehen und sie schutzlos derselben Preis geben?“

„Die Königin, die Brinzen, und die Prinzessinnen haben nichts zu fürchten,“ versicherte Aubusson, „selbst nicht von dem wildesten aller Razzaroni, dem blutdürstigen Luciano, denn der Name der Königin, der Wohlthäterin aller Armen, Nothleidenden und Hülfbedürftigen, ist allgemein verehrt, wie der einer Heiligen, und man wird sie ruhig ziehen lassen, sobald man sich überzeugt hat, daß Eure Majestät sich der Volkswuth entzogen haben.“

„Ist das wahr?“ fragte Murat zweifelnd.

„So wahr, daß sogar bereits eine Wache bestimmt ist, die Königin und die königlichen Kinder in Obhut und Schutz zu nehmen, während der König gefangen genommen und das Schloß geplündert wird.“

„Ich gefangen! Gefangen von solchem Gesindel!“ rief Murat, empört durch den bloßen Gedanken an diese Schmach. Gleichwohl hielt die Furcht vor dem Schicksal seiner Lieben ihn noch immer zurück, seinem Retter zu folgen und hastig fragte er:

„Darf ich Deinem Worte auch glauben?“

„Ich schwöre es bei meiner Ehre!“ rief Aubusson, aber augenblicklich fügte er mit dem Ausdrücke der Zerknirschung hinzu: „Doch nein! Der Ehrlose darf nichts bei seiner Ehre bethauern, wenn er Glauben finden will. Deshalb schwöre ich es bei meinem einen Auge! — Aber nun auch fort, fort, Euer Majestät, sonst wird es zu spät!“

Und wohlbegründet schien diese Mahnung zu sein, denn riesig war der Pöbelhaufe inzwischen vor dem Schlosse angewachsen; Artschläge dröhnten gegen die verschlossenen Thore und Pforten desselben, Trommelwirbel rasselte durch die Straßen und aus der Ferne tönten einzelne Schüsse herüber.

„Fliehe! Fliehe, mein Joachim!“ bat die Königin dringend, und tröstend setzte sie hinzu: „Ich folge Dir bald, und unter glücklicheren Verhältnissen sehen wir uns wieder!“

„Gebe es Gott!“ rief Murat, schloß die geliebte Gattin in die Arme, und drückte einen Kuß inniger

Zärtlichkeit auf ihre Stirn. „Küsse die Kinder,“ sagte er dann, „und halte Wort, indem Du bald wieder zu mir kömmst!“

Dann wendete er sich zu dem General Franceschini, der, schmerzlich ergriffen, ein stummer Zeuge dieses ganzen Auftrittes gewesen war. Er reichte ihm die Hand und sagte mit bebender Stimme:

„Ihnen, dem treuen, geprüften Diener, übertrage ich die Sorge und Obhut für meine Lieben. — Leben Sie wohl!“

Noch einen flüchtigen Kuß drückte er auf die Lippen seiner Gattin; dann winkte er Aubusson und eilte ihm voran, dem Seitenpförtchen des Schlosses zu.

Als die Königin die Thür hinter dem Fliehenden zufallen sah, sank sie nieder auf einen Stuhl, bedeckte das Gesicht mit beiden Händen, und ließ ihren Thränen freien Lauf, denn ihre Kraft war für den Augenblick gebrochen.

Stumm, die Hände gefaltet, blickte der General Franceschini auf die trauernde hohe Frau, die sich in ihrem Glücke nicht überhoben hatte, und ihr Unglück mit Würde und Ergebung trug.

Es schien, als schimmere eine Thräne des innigsten Mitgefühls in den Augen des schlachtengeprüften Kriegers.

XII.

Flucht nach Ischia.

Schweigend schritt König Murat anfangs an der Seite seines einäugigen Begleiters einher, doch bei den peinlichen Gefühlen, welche sein Herz bedrückten, wurde ihm auf die Dauer das Schweigen immer lästiger, obgleich es auf dem Wege, den sie verfolgten, an Lärm und Leben wahrlich nicht fehlte. Ueberall begegneten ihnen einzelne bewaffnete Razzaroni, die sich zu mehr oder minder zahlreichen Haufen ansammelten und lärmend die Straßen durchzogen. Manche derselben riefen dem Bettler, der Allen wohl bekannt zu sein schien, im Vorüberreifen rohe Scherzreden zu, welche Aubusson entweder schweigend hinnahm, oder auf gleiche Weise erwiderte, wie es ihm am Passendsten erschien.

Auch Trupps der Carbonari begegneten dem königlichen Flüchtlinge; denn seiner Verabredung gemäß war der Orden bereits auf den Beinen, die Excesse der Razzaroni und des Pöbels so viel als möglich zu verhindern, Ruhe und Ordnung nach Kräften aufrecht zu halten.

„Wie kommt es,“ fragte der König, der seinen Gedanken eine andere Richtung zu geben wünschte, „daß Du Dein künstliches Auge, welches Dich so sehr zu beglücken schien, abgelegt hast?“

„Ich trage es noch immer zu Zeiten,“ entgegnete Aubusson, „und im Vereine mit der ganzen Reihe Oberzähne, die ich bei einer unangenehmen Gelegenheit verlor, zuweilen aber auch durch künstliche ersetze, macht es mich dann zu einem ganz andern Menschen, so daß ich in der Gestalt, in welcher Eure Majestät mich jetzt erblicken, selbst dem schlauesten Polizeispion dreist unter die Augen treten darf, ohne befürchten zu müssen, daß er mich als eben den Menschen erkenne, welchen er unter einem himmelweit verschiedenen Aeußern verfolgt. Dabei habe ich von jeher darauf gehalten, daß dem einäugigen, lahmen, bucklichen Bettler Bartolomeo kein Verbrechen zur Last gelegt werden kann, welches ihm die Polizei oder gar die hochlöbliche Criminaljustiz auf den Leib hezen könnte, während Belamo, oder Ringolfo,

oder Anselmo Carpi, — denn alle diese, und noch verschiedene Namen habe ich wechselsweise nach- oder nebeneinander geführt — im fortwährenden Kriege mit allen möglichen Behörden und Gerichten liegt.“

„Ich fürchte, Aubusson,“ sagte der König, nicht ohne einen Anklang aufrichtiger Theilnahme, „Du, der tapfere und einst so ehrenwerthe Soldat, bist so tief gesunken, daß Dir kaum noch eine andere Aussicht bleibt, als der Galgen oder das Blutgerüst.“

„Es ist so schlimm nicht,“ sagte der Bettler ungefangen. „Ich bin leichtsinnig, leidenschaftlich, — ich habe mein Gewissen mit zahlreichen Vergehungen belastet, aber ein todeswürdiges, gemeines Verbrechen beging ich noch nicht, und so Gott will, werde ich es auch nie begehen, es müßte denn in der Aufwallung der Leidenschaft geschehen. Deshalb dürfte lebenslängliches Zuchthaus die ärgste Strafe sein, die ich zu fürchten habe; und die Abkürzung einer solchen steht ja immer in jedes Menschen Belieben. Ueberdies wird sich der noble, schöne, von Luxus umgebene Anselmo Carpi in den meisten Fällen in die Maske des schmutzigen, einäugigen Bettlers Bartolomeo flüchten können, wenn er nicht grade auf der That ertappt wird. Dies Mittel hat mir schon oft aus der Verlegenheit geholfen. — Jetzt aber vorsichtig!“ unterbrach er seinen Rede-

strom. „Dort sehe ich ein Paar Burschen kommen, die mich wahrscheinlich anreden werden, und ich kann dies nicht vermeiden, wenn ich nicht Verdacht erwecken will.“

Es geschah, wie Aubusson es erwartet hatte. Zwei Bettler, deren ganzes Aussehen, deren vermogene, von allen Lastern gezeichnete Gesichter sie als den niedrigsten Auswurf des niedrigsten Pöbels erkennen ließen, blieben vor dem Einäugigen und dessen Begleiter, als sie dieselben erreicht hatten, stehen und der ältere der Beiden, der das Greisenalter bereits erreicht zu haben schien, sagte lachend, indem er dem Begleiter des Königs einen derben Schlag auf die Schulter versetzte und zugleich einen forschenden Blick auf den König selbst richtete:

„Wieder verreist gewesen, Bartolomeo? — Nun, das muß man Dir lassen, Du hast eine gute Witterung, daß Du zu rechter Zeit zurückkehrst, wenn es etwas zu fischen giebt! — Heute, und in den nächsten Tagen, winkt uns reiche Beute von den verfluchten Muratisten. — Der Tanz wird gleich losgehen. — Aber, was zum Teufel, bedeutet es denn, daß Du die falsche Richtung einschlägst?“ fragte er plötzlich verwundert. „Du willst nach dem Meere, statt mitten in die Stadt hinein? — Dorthin, Dummkopf!“ fügte er hinzu, faßte Aubusson bei beiden Schultern, und drehte ihn mit gewaltiger

Kraft herum. „Komm mit uns, Mann! — Wir wollen zusammenhalten, denn Dein Kamerad dort scheint als Gehülfe nicht zu verachten zu sein.“

„Ich habe dazu keine Zeit,“ sagte Murat, die nöthige Vorsicht vergessend, mit dem Tone des Unwillens.

„Wenigstens jetzt nicht!“ fiel der Einäugige, das Versehen gut zu machen, schnell ein. „Wir haben erst ein kleines Geschäft mit einander abzumachen, aber wir denken deshalb doch noch zu rechter Zeit zu kommen. Darum halte uns aber auch jetzt nicht länger auf. — Finden wir Dich, so bleibt es dabei, daß wir miteinander arbeiten, und Du sollst sehen, daß der lange Bursche hier nicht faul sein wird.“

Darauf wendete er sich zu dem Könige, versetzte demselben mit der geballten Faust einen Stoß in die Seite und sagte mit dem rauhen Tone des Vorwurfs:

„Na, was stehst Du da, Beppe, als könntest Du nicht fünf zählen? — Vorwärts! Sonst kommen wir zu spät!“

Und ohne weiter auf die beiden Hallunken zu achten, trieb er Murat unter beständigem Murren und Brummen vorwärts.

Der ältere jener Beiden wollte hierauf nach dem Innern der Stadt eilen, sein jüngerer Gefährte aber,

der während des ganzen Auftrittes keinen Blick von Murat verwendet hatte, hielt ihn am Arme zurück und sagte:

„Höre Du, der Matrose, der den schlauen Bartolomeo begleitete, kam mir verdächtig vor!“

„Narr,“ lachte der Andere. „Erwartest Du etwa, Bartolomeo jemals in unverdächtiger Gesellschaft zu finden?“

„So meine ich es nicht! — Ich denke, der Kerl war ein verkleideter Muratist, denn er ging für einen Matrosen lange nicht breitbeinig genug. — Ich glaube gewiß, Bartolomeo ist ihm zur Flucht behülflich und wenn wir ihn festnehmen, wäre dabei ein gutes Stück Geld zu verdienen.“

„Und ein tüchtiges Loch in den Kopf, oder gar ein Dolchstoß, so tief, daß kein zweiter nöthig wäre, als Zugabe in den Kauf; denn ich dünke, Du kennstest Bartolomeo, und der lange Bursche, der ihn begleitete, sah auch nicht eben so aus, als würde er einen Schlag unvergolten lassen. — Zugegeben also, Du hast Recht, und der Kerl ist ein falscher Matrose und ein verkleideter Muratist, so ist es doch jedenfalls klüger, den einen laufen zu lassen und dafür die vielen zu schröpfen, die uns in Neapel nicht entlaufen können.“

Was der Alte sagte, war sehr wohl begründet, dennoch schien es, als hätte sein jüngerer Gefährte eine Ahnung von der Wichtigkeit des Fanges, den sie hier machen konnten; denn er blieb zögernd stehen und blickte, wie unentschlossen, ob er ihnen folgen sollte oder nicht, dem Könige und dessen Begleiter nach, die sich, mit raschen Schritten zwar, doch ohne Uebereilung und ein Zeichen der Furcht, in der Richtung nach dem Meere entfernten, und erst als er sie um eine vorspringende Ecke verschwinden sah, folgte auch er dem Alten, der bereits vorangegangen war.

Dem forschenden Blicke, den Aubusson versthohlen zurückgeworfen hatte, war es nicht entgangen, daß der Jüngere jener beiden Bettler, offenbar mit einem Entschlusse kämpfend, ihnen nachgesehen hatte; er war dadurch wegen der Sicherheit des Königs ängstlich besorgt, und als er den beiden Bösewichtern durch die Biegung des Weges aus dem Auge gekommen war, beeilte er die Schritte so viel als möglich. Zwar zeigte ihm ein abermaliger Blick rückwärts, daß seine Furcht, verfolgt zu werden, sich nicht verwirklichte, aber dennoch verminderte er seine Eile nicht, und bald war, ohne irgend einen Unfall, das Ufer des Meeres erreicht.

„Ich sehe kein Boot!“ sagte der König, indem er die Blicke mit dem Ausdrucke der Besorgniß über die

öde Wasserfläche streifen ließ, die sich unter dem Einflusse eines scharfen Windes tief zu furchen begann.

„Es wäre auch schlimm, wenn Eure Majestät das könnten,“ entgegnete sein Begleiter mit wohlgefälligem Tone; „denn das Gelingen unserer Flucht hängt zum größten Theile davon ab, daß wir sie unbemerkt vollbringen, oder wenigstens antreten.“

Nach diesen Worten that er auf dem Daumen einen kurzen, zwei Mal rasch hintereinander wiederholten gellenden Pfiff, und wie aus dem Meere hervormachsend erhob sich in geringer Entfernung von ihnen die Gestalt eines Matrosen, dessen Kleidung der, welche König Murat trug, vollkommen ähnlich war.

Rasch schritt Francois Aubusson auf den Matrosen zu, und als der König ihm folgte, bemerkte er jetzt erst ein kleines Boot, oder, richtiger gesagt, einen erbärmlichen Kahn, der in einem unbedeutenden Einschnitte so dicht an dem etwas erhöhten Ufer lag, daß es, sowohl von dem Lande, wie von dem Meere aus, unmöglich war, ihn eher zu bemerken, als bis man dicht daneben stand.

„Brav, Cola,“ sagte der Einäugige zu dem Matrosen; „ich sehe doch, daß man sich noch immer auf Deine Pünktlichkeit verlassen kann.“

Unter diesen Worten war er selbst in das gebrech-

liche Fahrzeug gestiegen, das kaum groß genug zu sein schien, um drei Menschen tragen zu können; dann sich gegen König Murat umwendend, half er auch diesem hinein, und mit gebieterischem Tone rief er darauf:

„Stoße ab, Cola! — Du weißt, wir haben keine Zeit zu verlieren, denn hoffentlich sind noch nicht alle Spürhunde draußen. — Hast Du etwas bemerkt?“

„Ich habe bemerkt,“ entgegnete Cola mit mürrischem Tone, „daß Wind und Wolken den nahen Ausbruch eines Sturmes verkünden, und daß es daher ein Unsinn wäre, sich bei solchem drohenden Wetter in einer Aufschale, wie diese hier, hinaus auf das offene Meer zu wagen. — Die Spürhunde sind so dumm nicht, sondern werden hübsch in Sicherheit bleiben, bis die Gefahr vorüber ist. — Ich bin daher der Meinung, daß wir es eben so machen!“

Indem Cola so sprach, machte er keine Miene, den empfangenen Befehl, das Boot vom Ufer abzustößen, zu befolgen; vielmehr kreuzte er mit dem Ausdrücke des Trozes die Arme über der Brust und sah den Eingägigen herausfordernd an. Doch Francois Aubusson war nicht der Mann dazu, sich Troz bieten zu lassen, am allerwenigsten aber, wo die Umstände so dringend waren, und wo seine Eitelkeit es erforderte, in den Augen König Murat's seine Autorität aufrecht zu

halten. Er trat daher dicht vor Cola hin, und indem er aus seinem einen Auge drohende Blicke auf ihn schleuderte, vor deren unheimlichem Feuer der Matrose unwillkürlich die Blicke senkte, sagte er mit zornbebender Stimme und mit dem Tone kalten Hohnes:

„Auf Deine Meinung, Freund Cola, kommt nichts an; ich frage deshalb auch danach nicht, sondern nur nach Deinem Gehorsam; wirst Du mir den verweigern, auch wenn ich Dich bitte: Stoße ab?!“

Mit diesen Worten hatte er ein Terzerol hervorgezogen, und zur Unterstützung seiner Bitte die Mündung desselben dem widerspänstigen Matrosen vor das Gesicht gehalten.

„Du willst also wirklich die Fahrt bei solchem Wetter wagen?“ fragte Cola mit einer abwehrenden Bewegung gegen die drohende Waffe, die ihm mehr Respect einflößte, als es wahrscheinlich der gewohnte Anblick entblößter Dolche vermocht hätte.

„Narr!“ sagte Aubusson verächtlich. „Hast Du schon jemals bemerkt, daß ich mich durch Gefahren von einem gefaßten Entschlusse zurückschrecken lasse? — Und ist nicht überdies die Gefahr vor den Spürhunden, welche die Furcht, wie Du selbst sagst, jetzt noch an der Küste zurückhält, größer, als die vor dem Unwetter? Stoße ab, sage ich Dir daher zum letzten Male im Guten.“

Während Cola diesen Befehl mürrisch und brummend befolgte, sagte Aubusson, als wollte er den Matrosen trösten:

„Hast Du nicht überdies zum Schutze gegen den Sturm den heiligen Januarius? — Wer aber könnte Dich schützen, wenn Du feig das gute Wetter abwarten wolltest, und dann den Verfolgern in die Hände fielest, die wir mehr zu fürchten haben, wie Blitz und Donner und hohen Wellenschlag?“

Die Richtigkeit dieser Bemerkung schien dem Matrosen einzuleuchten, denn nachdem er das Boot abgestoßen hatte, und dessen Steuer ergriff, während Aubusson die Ruderbank einnahm, wendete er sich gegen das, in einem kleinen Kästchen gegen die Witterung geschützte Bildniß des heiligen Januarius, das auf keinem neapolitanischen Fahrzeuge fehlen darf, wie groß oder wie klein es sei, bekreuzte sich davor mehrmals mit scheinbar tiefer Ehrfurcht, und legte mit bebenden Lippen das Gelübde ab, dem Altare des Heiligen, wenn er seine glückliche Landung auf Ischia bewirkte, eine Wachskerze zu weihen, so groß und so dick, wie sein Bein; — „wie mein Arm,“ fügte er, sich verbessernd, hinzu, als glaubte er, für eine so kurze Fahrt, wie die beabsichtigte, würde auch das geringere Versprechen schon zu der Gewinnung des Heiligen hinreichen.

Sein Vertrauen auf den Beistand des heiligen Januarius schien unbegränzt zu sein, denn kaum hatte er das Gelübde abgelegt, als er sich kräftig erhob; jede Spur der Besorgniß war aus seinen früher von der Furcht entstellten Zügen verschwunden, und während des Unwetters, das bald darauf mit ungezügelter Wuth ausbrach, zeigte er eine Entschlossenheit und Geistesgegenwart, welche man ihm nach seinem anfänglichen Benehmen nicht hätte zutrauen sollen.

Die ganze Nacht hindurch wurde das kleine Boot, das den Namen einer Nußschale nicht mit Unrecht verdiente, von dem ungestümen Meere umhergeschleudert, beinahe jeden Augenblick mit dem unvermeidlich scheinenden Untergange bedroht; dabei war es aber von Cola's kräftiger Hand so sicher geführt worden, daß es, wahrscheinlich durch den Schutz des heiligen Januarius geleitet, seinen Cours nur wenig verändert hatte, und als mit dem anbrechenden Morgen wieder heiteres Wetter eintrat, die zackigen Ufer Ischias sich in geringer Entfernung vor den Flüchtlingen zeigten, die jetzt gewiß waren, das ersehnte Ziel in Sicherheit zu erreichen.

Vorsicht war aber noch immer erforderlich, denn leicht konnten sich die Verfolgungen gegen König Murat auch bis auf dies blühende Eiland erstrecken. Das Boot umsegelte daher einen Theil der Insel und legte

endlich in einer kleinen, versteckten Bucht bei, welche dem Matrosen Cola durch frühere Fahrten, die er wahrscheinlich in nicht ganz lauterer Absicht unternommen hatte, vertraut zu sein schien.

Ohne viele Umstände war Aubusson dem Könige behülflich, das etwas steile Ufer zu ersteigen; dann wendete er sich zu Cola, und sagte halb lachend und mit dem Tone des Spottes:

„Willst Du mir das Geld geben, um die Kerze zu kaufen, die Du dem heiligen Januarius in Deiner Todesangst gelobt hast? — Ich will Dir die Kerze gleich mitbringen, damit Du den Heiligen bei guter Laune erhältst!“

„Ich hätte Todesangst ausgestanden?“ entgegnete Cola, indem er sich stolz in die Brust warf. „Was fällt Dir ein, Bartolomeo. — Und ein Gelübde hätte ich gethan? — Fällt mir nicht ein. — Ist der heilige Januarius aber so dumm gewesen, daran zu glauben, so kann er lange warten, bis ich es erfülle! — Warum hat er nicht von mir die Bestimmung einer Zeit verlangt?“

Damit wendete er sich gegen das Bild des Heiligen, machte eine bekannte, allgemein verständliche Handbewegung der Verspottung und murmelte mit dem Tone der Geringschätzung zwischen den Zähnen:

„Dummkopf! — Leichtgläubiger Einfaltspinsel!“

So undeutlich diese Worte aber auch gesprochen wurden, hatte Murat sie dennoch verstanden, und mit dem Ausdrücke des höchsten Staunens sah er fragend auf Aubusson. Dieser verstand ihn und sagte, die stumme Frage beantwortend:

„Ja, so ist nun einmal das Volk Neapels, — bigott, abergläubisch und zugleich doch auch gotteslästerlich bis zum Uebermaaß; eine natürliche Folge der Jahrhunderte langen Bemühungen der Regierung, es in Dummheit zu erhalten.“

König Murat stieß einen tiefen Seufzer aus, als er diese Worte des gemeinen Bettlers, des tief gesunkenen Verbrechers, vernahm; der Ton des Schmerzes, der in diesem Seufzer lag, schien zu verrathen, daß er sehr wohl den Vorwurf erkannte, den die Worte des Bettlers, dem er so hoch verpflichtet war, auch für ihn enthielten; denn was hatte er während seiner freilich nur siebenjährigen Regierung gethan, um diese systematische Verdummung der niedern Volksschichten gründlich zu bekämpfen?

Er mußte sich daher innerlich seine eigene Schuld an dieser Erscheinung eingestehen, und es war deshalb die unwillkührliche Regung des Selbstbewußtseins, welche ihm die Frage auf die Lippen trieb:

„Steht es denn wirklich so schlimm um die Bildung des niedern Volkes in meinem Reiche? — in Neapel?“ fügte er, sich verbessernd, hinzu, denn er fühlte wohl, daß er in diesem Augenblicke nicht mehr berechtigt war, von seinem Reiche zu sprechen.

Bei dieser Frage, welche in dem Munde eines Königs ein ungeheures Gewicht hat, selbst wenn sich dieser König, wie jetzt eben Joachim Murat, auf der Flucht befindet, beinahe ohne alle Hoffnung, den Thron jemals wieder zu besteigen, legte Francois Aubusson jede Zurückhaltung ab, indem ihm, wie man zu sagen pflegt, das Herz mit der Zunge durchging, und er sagte rasch:

„Allerdings steht es darum so schlimm, daß ich es kaum beschreiben kann; Aberglaube und Dummheit gehen Hand in Hand, aber das ist die natürliche Folge davon, wenn Die, welche hoch oben stehen, dicht an den Stufen des Thrones, nicht wissen, wie es unten um das Volk, dessen Wünsche und Bedürfnisse, beschaffen ist.“

„Ist es nicht auch die Schuld Derer auf dem Throne?“ fragte Murat mit trübem Lächeln.

„Nun ja, auch Derer,“ sagte der Einäugige unverhohlen, „und ich leugne es nicht, daß ich nicht begreifen kann, wie Eure Majestät, selbst aus dem Volke

entsprossen, also eigentlich von früher her mit dem Wesen desselben vertrauter, wie geborene Könige, so wenig von Ihrem eigenen Volke wissen, wie Ihre Verwunderung über Cola's Aberglauben mir bewies."

"Du hast Recht, alter Kriegskamerad," sagte Murat, von der Wahrheit ergriffen, die in den Worten des Bettlers lag, "und ich gebe Dir das Versprechen, daß ich mich mehr selbst um das Volk und dessen Bedürfnisse bekümmern werde, wenn es mir gelingt, meinen Thron wieder zu erobern."

"Das gebe Gott!" sagte der Bettler; seufzend fügte er dann hinzu: "Ich fürchte aber, es wird nicht so sein, denn selten nur lächelt das Glück Denen wieder, welchen es nach langer Ausdauer erst einmal den Rücken gekehrt hat. — Doch jetzt, Euer Majestät, folgen Sie mir in jenes Haus dort; es gehört zwar nur einem armen Fischer, und Sie werden dort jede gewohnte Bequemlichkeit entbehren müssen, allein der Mann ist grundehrlich und Sie haben von ihm keinen Verrath zu befürchten."

König Murat und sein Retter traten ein in die ärmliche Hütte, in der aber überall ein Geist der Ordnung und Sauberkeit waltete, der den hohen Flüchtling in eine beinahe behagliche Stimmung versetzte. Diese sprach sich in den wenigen Zeilen aus, durch

welche er der Königin seine glückliche Ankunft auf Ischia anzeigte und mit denen Francois Aubuffon sogleich nach Neapel zurückkehrte, um der hohen Frau, die um den geliebten Gatten in der größten Besorgniß schweben mußte, Beruhigung zu bringen.

XIII.

Der Anfang vom Ende.

Die Lage der Königin Karoline war nach der Entfernung Murats von Schwierigkeiten und Gefahren so umstürmt, daß es ihrer ganzen Seelenstärke bedurfte, um mit der nöthigen Ruhe und Besonnenheit zu handeln, wie die Umstände es geboten oder gestatteten. Die Aufregung wuchs ungeheuer, als die Nachricht sich verbreitete, daß der König entflohen sei; die Razzaroni bewaffneten sich mit den Gewehren, welche ein großer Theil der Soldaten weggeworfen hatte, und die Excesse, die man befürchtet hatte, begannen.

Noch war das Leben, die Sicherheit der Königin und ihrer Kinder nicht gefährdet, und sie wartete nur auf Nachricht von ihrem Gatten, um auch ihrerseits

Neapel zu verlassen. Da überbrachte François Aubusson, den die rohen Haufen in seiner Bettlerlarve überall ungehindert passiren ließen und der so in das Schloß zu gelangen wußte, ihr die Abschiedszeilen Murat's und beinahe unmittelbar darauf erschien ein Adjutant des Admiral Exmouth, um ihr im Namen dieses Befehlshabers der Flotille Englands das Schiff „The Tremendous“ zur Verfügung zu stellen.

Hoch erfreut über dieses Anerbieten nahm die Königin Caroline dasselbe auf der Stelle an, denn schon drohten die wilden Banden das königliche Schloß zu erstürmen, und wenn es dabei auch mehr auf Plünderung abgesehen war, so konnte doch zugleich ihr und ihrer Kinder Leben gefährdet werden. Sie begab sich daher unter dem Schutze einer zahlreichen Abtheilung der Bürgergarde, deren Kern die Carbonari bildeten, und umgeben von einer Abtheilung englischer Matrosen, die zu diesem Zwecke gelandet waren, an Bord des Tremendous, der sie zuerst nach Gaëta und von dort nach Triest bringen sollte. Aber sie beging die Unbesonnenheit, an das Volk eine Abschieds-Erklärung zu erlassen, aus welcher hervorging, daß die Flucht keineswegs mit einer Verzichtleistung auf den Thron gleichbedeutend sein sollte, vielmehr eine baldige Rückkehr in Aussicht gestellt wurde.

Diese Erklärung steigerte die Volkswuth auf den höchsten Gipfel. Froh, einen Vorwand zu der Ausübung von Gräueln aller Art gefunden zu haben, trafen die Razzaroni, denen sich das verworfenste Gesindel der Hauptstadt angeschlossen, jetzt die ernstesten Anstalten, das königliche Schloß zu stürmen, welches zwar, wie wir sahen, von der Königin und deren Kindern, so wie von den Personen ihrer nächsten Umgebung bereits verlassen war, in welchem sich aber der General Carasco befand, zu welchem sich bald auch der Herzog von Gallo gesellte. Beide Männer waren jetzt das nächste Ziel für die Wuth des Volkes, obgleich dieses schwerlich einen haltbaren Grund für seinen Zorn anzugeben vermocht hätte.

Die beiden Männer waren um ihr Leben besorgt und hatten dazu alle Ursache, denn wenn auch die Bürgergarde, die zum Schutze des Königsschlusses herbeigeeilt war, eine muthige und entschlossene Haltung zeigte, so betrug doch ihre Zahl im Ganzen kaum mehr als 8000 und diese waren noch überdies auf mehreren Punkten der Stadt vertheilt, während die bewaffneten Pöbelbanden nach und nach bis auf 50,000 anschwollen.

Bleich vor Furcht ging der Herzog von Gallo in dem Gemache umher, welches nach einem der inneren Höfe lag, und welches er der größeren Sicherheit wegen

zu seinem Aufenthalte gewählt hatte, da in die nach dem Plaze hinausliegenden Gemächer bereits einzelne Kugeln durch die Scheiben schlugen. Er, der sich in Capua dem gedemüthigten Murat gegenüber so stolz, so zuversichtlich gezeigt hatte, erschien hier klein und erbärmlich in seiner Furcht, und wohl mochte sein Gewissen ihm sagen, daß er das Loos, welches ihn jetzt bedrohte, verdient hatte, indem er feig den König verließ, dessen Vertrauen er mit Undank belohnte.

„Um der heiligen Jungfrau willen, General,“ sagte er mit bebender Stimme zu Carascosa, der die muthige Haltung des geprüften Kriegers zeigte, obgleich auch er sich die Gefahr, in der Beide schwebten, nicht verleugnete, „glauben Sie denn, daß unsere Eilboten die Oesterreicher zeitig genug erreicht haben, um sie zu unserer Errettung herbeizuholen?“

„Ich glaube es,“ entgegnete Carascosa, „wenn sie durch gekommen sind, das ist aber freilich bei diesen tollen Pöbelhaufen kaum möglich!“

„Solch verächtliches Gesindel!“ stammelte Gallo, als wollte er aus diesem Gedanken Trost schöpfen.

„Ja, verächtlich im Einzelnen, aber sehr respectable, wenn sie in solcher Masse und bewaffnet auftreten,“ sagte mit dem Tone der Ironie General Carascosa.

„Sie wissen ja die Waffen kaum zu gebrauchen!“ tröstete sich der Herzog.

„Deshalb treffen ihre Kugeln doch sehr oft,“ spottete der General, „wenn auch freilich nicht immer Den, auf welchen sie abgefeuert wurden. — Vielleicht tröstet Sie das, Herzog, denn ich glaube, wenn Sie sich zeigten, würde wohl mancher Schuß auf Sie gezielt werden.“

„Auf Sie wohl nicht?“ entgegnete gereizt der Herzog von Gallo.

„O doch!“ sagte der General, „aber ich bin dagegen gleichgültig, was bei Ihnen eben nicht der Fall zu sein scheint.“

Vielleicht würden die bitteren Worte, welche die beiden Männer mit einander austauschten, zu einem heftigen Streite geführt haben, wäre nicht in diesem Augenblicke die Thür heftig aufgerissen, und einer der Offiziere hereingestürzt, welche der General Carascosa mit einem flehenden Hülfserufe an den General Bianchi, den Oberbefehlshaber der österreichischen Truppen, abgeschickt hatte.

„Nun!?“ riefen Gallo und Carascosa ihm in ängstlicher Spannung entgegen.

Der Offizier, welcher durch den gewaltsamen Ritt und die Aufregung so erschöpft war, daß er erst nach

Athem ringen mußte, bevor er zu sprechen vermochte, sank auf einen Stuhl nieder, und es vergingen mehrere Augenblicke, bevor er die Neugier der beiden Herren zu befriedigen im Stande war. Endlich sagte er, indem er sich ehrerbietig erhob, in dem Tone des rapportirenden Untergebenen, dem General salutirend:

„General Bianchi zeigte sich auf der Stelle bereit, dem Wunsche zu entsprechen, dessen Ueberbringer ich war. Der General Reipperg, der eben bei ihm zugegen war, erhielt in meinem Beisein den Befehl, augenblicklich an der Spitze der Regimenten Richtenstein Husaren und Toskana Dragoner aufzubrechen, und obgleich ich, nachdem man mir ein frisches Pferd gegeben hatte, sogleich zurücksprengte, zweifle ich nicht, daß mir die Oesterreicher auf dem Fuße folgen, denn nicht ohne großen Zeitverlust, und nur nach Bestehung mehrfacher Todesgefahren, ist es mir gelungen, durch die Haufen der Razzaroni, welche plündernd und mordend alle Straßen durchziehen, in das Schloß zu gelangen.“

In der That ertönten, während der Offizier diese Worte sprach, bereits in der Ferne die österreichischen Trompeten, und hoch auf athmeten Alle, welche bisher in dem königlichen Schlosse die Angriffe des Pöbels abgewehrt hatten, Keiner aber freier, als der Herzog von Gallo, denn jetzt durften sie sich als gerettet betrachten.

Wirklich stoben auch bald vor den Säbeln der Husaren und Dragoner die wilden Rotten nach allen Richtungen auseinander und kaum war nach der ersten Nachricht eine Viertelstunde verflossen, als in geschlossenen Reihen eine Schwadron der härtigen, sonnengebräunten Ungarn vor dem Hauptportale des Schlosses aufmarschirte.

Schon der bloße Anblick dieser Krieger genügte, die Razzaroni von jedem Gedanken eines weitem Angriffes zurückzuschrecken, und fluchend über die Einmischung der Fremden zogen sie nach den entfernteren Theilen der Stadt, um in aller Eile noch hier und dort eine Missethat auszuüben, eine Plünderung zu vollbringen. Doch überall traten ihnen hier die Carbonari hindernd in den Weg, und würdig erfüllten die guten Bettern die selbstgestellte Aufgabe, Ruhe und Ordnung überall aufrecht zu halten oder herzustellen.

Während diese Auftritte in Neapel Statt fanden, hatte die fliehende Königin Gaëta erreicht; aber sie verweilte dort nur so lange, als erforderlich war, die vorausgeschickten Schätze an Bord des Tremendous bringen zu lassen, und wendete darauf für immer dem Lande den Rücken, dessen geliebte und vielbewunderte Königin sie sieben Jahre lang gewesen war, das ihr aber jetzt manche unverdiente Verwünschung nachsendete.

Kurze Zeit, nachdem sie die Höhe des Meeres erreicht hatte, trat mit ehrerbietiger Verbeugung der Befehlshaber ihres Schiffes zu ihr ein, und sagte, sorgfältig den Titel Majestät umgehend :

„Hohe Frau, ich komme mit der Bitte, nicht zu erschrecken, wenn Sie binnen wenigen Minuten die Kanonen des Schiffes donnern hören. Es gilt keinen Kampf, der Ihre Sicherheit gefährden könnte, sondern nur die Begrüßung des soeben signalisirten Schiffes, auf welchem unser hoher Verbündeter, Seine Majestät König Ferdinand IV. nach Neapel zurückkehrt.“

Die Königin erblaßte bei dieser unerwarteten Mittheilung einen Augenblick und biß sich auf die Lippen; denn zu schmerzlich berührte sie der Gedanke, daß sie selbst, unter dem Schutze eines Feindes, dem Reiche, in welchem sie sieben Jahre lang als Königin gethront hatte, entfloh, während der vertriebene König, den die Waffen ihres Bruders und ihres Gemahles so lange gedemüthigt hatten, triumphirend dahin zurückkehrte.

Aber schnell hatte sie ihre Fassung wiedererrungen, und indem sie sich stolz emporrichtete, sagte sie mit würdevoller Ruhe :

„Mein Herr, die Schwester des Kaiser Napoleon, die Gemahlin des König Murat, hat es nicht gelernt, vor dem Donner der Kanonen zu erschrecken. — Ihre

Warnung war daher nicht nöthig, aber dennoch danke ich Ihnen für Ihre freundliche Absicht, denn Sie kannten ja Karoline Murat nicht.“

Beschämt über diese historisch berühmt gewordene Antwort der fliehenden Königin Neapels entfernte sich der englische Schiffscapitain, und wenige Minuten darauf salutirte der Donner englischer Kanonen die Rückkehr des Königs beider Sicilien zu dem Throne, von welchem er zehn Jahre lang vertrieben gewesen war, ohne während dieser Frist, — nach der Art seines Stammes — etwas gelernt oder etwas vergessen zu haben.

Ohne Unfall setzte darauf die unglückliche Königin, die durch die Stürme des Krieges auf den Thron erhoben und durch eben diese Stürme auch wieder von demselben herabgeschleudert worden war, ihre Fahrt fort, um bald darauf unter dem schlichten Namen einer Gräfin von Lipona wieder in das bescheidene Privatleben einzutreten, dem sie durch ihre Geburt und die Verhältnisse ihrer früheren Jugend bestimmt war.

König Murat aber ging während dessen, fortgerissen von dem Verhängnisse, das ihn erfaßt hatte, als er, eben so unbesonnen als undankbar, sein Schicksal von dem seines Schwagers Napoleon trennte, seinem Untergange unaufhaltsam entgegen, und nachdem er flüchtig

und verfolgt, von Gefahren mancherlei Art umgeben, sich einige Zeit in der Gegend von Marseille verborgen gehalten hatte, schiffte er sich auf einer schwachen Barke ein, noch einmal sein Glück zu versuchen, als bei Belle-Alliance oder Waterloo Napoleons Glückstern für immer in Nacht versunken war, und mit ihm auch Murat's letzte Hoffnung nach dieser Richtung hin erlosch.

Ihm blieb nichts mehr übrig — so meinte er — als ein verzweifelter Versuch zur Wiedererlangung der verlorenen Krone Neapels, und diesen Versuch zu wagen wurde er durch die ihm von allen Seiten zukommenden Nachrichten ermuthigt, daß die Maßregeln, welche König Ferdinand IV. unmittelbar nach seiner Rückkehr begonnen hatte, und die er verblendet fortsetzte, eine täglich sich steigende Unzufriedenheit hervorriefen, welche mehr und mehr die Vorzüge der Regierung Murat's erkennen ließen, und demselben Anhänger selbst unter Denen gewönnen, welche früher seine Gegner gewesen waren, besonders unter der jüngern Generation, welcher sich die vertriebenen Bourbons aus der Ferne ganz anders gezeigt hatten, wie sie jetzt in der Nähe erschienen, wo viele ihrer Handlungen schwer auf Denen lasteten, welche ihre Rückkehr mit Jubel begrüßten.

Durch diese Nachrichten wurde König Murat zu

dem Wahne verlockt, sobald er sich nur auf dem Gebiete Neapels zeigte, würde die ganze Jugend seinen Fahnen zuströmen, und auch die früheren Truppen, welche mehrfach gegen die Armee zurückgesetzt wurden, die mit den Bourbonen auf Sicilien gewesen waren, sich willig wieder unter seine Befehle stellen.

Mit diesen Aussichten trat er, wenn auch unter den ungünstigsten Auspicien, die abenteuerliche Fahrt an, deren erste Schritte Mißverständnisse und Verrath bezeichneten.

XIV.

Ein freuer Diener.

Zu Bescovato, einem kleinen Städtchen in der Nähe Bastias, auf der Insel Corsica, saß am 25. August des Jahres 1815 der General Franceschini, ein geborener Korse, doch seit Jahren in dem Dienste des Königs Joachim von Neapel, in dem trauten Kreise seiner Familie.

Das Haus, in welchem er sich befand, gehörte dem Vater seiner Frau, dem Herrn Colonna Ceccaldi, Maire der Gemeinde Bescovato, und dieser ehrwürdige Greis hatte den obersten Platz inne, den Vorsitz führend in dem patriarchalischen Kreise.

Zwei blühende Enkel, dem Kindesalter noch angehörend, und ein reizendes Mädchen, auf der Gränze

zur Jungfrau stehend, hatten die Stühle zunächst dem Großvater eingenommen, und den Kreis schlossen der General Franceschini und dessen Gattin, eine liebenswürdige Frau, bei welcher die Spuren des Alters sich noch nicht auf solche Weise geltend machten, wie bei den meisten Frauen Italiens, die — zumal wenn sie mehrmals Mutter wurden, — schon früh zur Matrone werden.

Noch war bei der Generalin Franceschini der Reiz der Jugend nicht ganz verschwunden, und wer in ihr die Italienerin kannte, würde sie nicht für die Mutter der drei heranwachsenden Kinder gehalten haben.

Eine trübe Stimmung schien auf dem kleinen, traulichen Zirkel zu lasten, und so war es denn auch in der That, denn an eben diesem Tage hatte der General die Kunde erhalten, daß die Schlacht bei Belle-Alliance alle Hoffnungen des kühnen Eroberers rettungslos zertrümmert hatte, und die Folgen dieses Ereignisses mußten verderblich zurückwirken auf den König Murat, an welchem Franceschini mit unerschütterlicher Liebe und Treue hing, denn er ehrte in ihm nicht nur den Wohlthäter, der seine Verdienste mehr als reichlich belohnt hatte, sondern er bewunderte in seinem Könige auch den Helden, der in hundert Schlachten seinen Kriegern durch unerschrockene Tapferkeit voranleuchtete,

und fühlte sich zur Dankbarkeit verpflichtet durch das Vertrauen, welches König Joachim ihm mehrfach bei wichtigen Angelegenheiten bewiesen hatte, ihn mehr als Freund behandelnd, denn als Untergebenen, als Diener.

Es hatte ein längeres, trübes Schweigen in dem kleinen Kreise geherrscht, als Herr Ceccaldi dasselbe unterbrach, indem er, zu Franceschini sich wendend, sagte:

„Lieber Sohn, diese Trauerbotschaft scheint Sie mehr niederzuschlagen, als ich vermuthet hätte, denn ich sollte meinen, Sie müßten froh sein, die ewigen Kriegsstürme, welche die Welt seit einer Reihe von Jahren ununterbrochen durchtoben, durch dieses Ereigniß beendigt zu sehen. — Oder sind Sie denn so eingefleischter Soldat, daß die Freuden des Familienlebens in Ihren Augen keinen Werth haben?“

„Diese Frage thaten Sie nicht im Ernste,“ sagte Franceschini mit einem Anfluge der Kränkung im Tone seiner Stimme. „Sie wissen, wie sehr ich mich seit Jahren danach gesehnt habe, in den Schooß meiner Familie zurückzukehren, und ich gebe Ihnen die Versicherung, daß es mein höchstes Glück ausmachen würde, hier zu leben, friedlich, ruhig, umgeben von allen meinen Lieben, und als einfacher Landmann das Feld zu be-

bauen, auf dem schon meine Voreltern ein bescheidenes Dasein fanden.“

Der General stockte und Herr Ceccaldi entgegnete in halb ernstem, halb scherzenden Tone:

„Sie würden das Alles, wenn nicht —“

Hier hielt er lächelnd und fragend inne, um seinem Schwiegersohn Zeit und Veranlassung zu geben, den Satz, ihn beantwortend, zu beenden.

Franceschini ging auf den Sinn seines Schwiegersvaters ein und sagte:

„Wenn nicht durch das, was mein stilles Familienglück befördern könnte, das Glück des Mannes, den ich so hoch verehere, dem ich mich durch Dankbarkeit und Liebe gleich sehr verpflichtet fühle, in so hohem Grade gefährdet wäre, daß ich um sein Geschick bangen muß, denn ich kenne den abenteuerlichen Sinn König Murat's, den ich von dieser Schwäche nicht freisprechen kann.“

„Wie von mancher andern,“ fiel lächelnd seine Frau ein.

„Wie von mancher andern,“ wiederholte Franceschini, „den ich aber wegen so mancher edlen Eigenschaften meiner Liebe, meiner Bewunderung für würdig halte, und für den ich daher, — ich zögere nicht, das in diesem Kreise auszusprechen, — mein

Blut, mein Leben einzusetzen jeden Augenblick bereit sein würde.“

„Der Himmel möge Dich und uns Alle vor einer solchen Gefahr bewahren, mein geliebter Paolo,“ sagte die Generalin, und faltete fromm die Hände.

„Amen!“ stimmte der greise Ceccaldi ein, und selbst die Kinder, die dem ganzen Gespräche stumm, doch in kindlicher Ehrfurcht, aufmerksam zugehört hatten, schienen von der feierlichen Stimmung ergriffen zu sein, welche sich bei ihren Eltern verrieth.

Diese Stimmung wurde durch den Eintritt eines Dieners unterbrochen, welcher, sich zu Franceschini wendend, mit allen Zeichen der Ehrfurcht vor dem tapfern und hochgestellten Krieger, sagte:

„Herr General, ein Fremder wünscht Sie zu sprechen.“

„Hat er sich nicht genannt?“ fragte der General.

„Nein,“ entgegnete der Diener; „er sagte nur, er hätte Ihnen Wichtiges mitzutheilen und wünschte, Sie, wenn es sein könnte, gleich und allein zu sprechen.“

„Gewiß ein unglücklicher Waffengefährte, der meinen Beistand fordert,“ sagte der General halblaut vor sich hin. Dann wendete er einen bittenden Blick auf seinen Schwiegervater und seine Frau. Aber es hätte dessen nicht bedurft, denn Beide erkannten sogleich den Wunsch

des Sohnes, des Gatten, mit dem Unbekannten allein gelassen zu werden; sie erhoben sich daher von ihren Sitzen, winkten den Kindern, ihnen zu folgen, und verließen das Zimmer. Ehe indeß die Gattin die Schwelle überschritt, kehrte sie noch einmal zurück, schlang ihren Arm um den Hals des geliebten Mannes und flüsterte ihm zu:

„Laß Dich durch Dein gutes Herz nicht zu weit fortreißen, mein Paolo.“

„Sei unbesorgt, meine Giovanna,“ entgegnete der General; dann gebot er dem Diener: „Führe den Fremden jetzt herein.“

Eine Minute später öffnete der Diener abermals die Thür, und über die Schwelle schritt ein hochgewachsener Mann von unscheinbarem, beinahe verdächtigen Aeußern.

Mancher Andere, als ein in tausend Gefahren geprüfter Mann, wie der General Franceschini war, würde vor der abenteuerlichen Erscheinung, die sich seinem Blicke bot, erschrocken sein; Franceschini aber war frei von jeder Furcht, und ohne sich nach einer schützenden Waffe umzusehen, richtete er nur die Blicke forschend auf den Fremden, innerlich überzeugt, daß er in demselben irgend einen seiner Waffengefährten erkennen würde.

Allein vergebens befragte er seine Erinnerungen. Der hochgewachsene Mann, der regungslos vor ihm stand, dessen Züge unter einem schwarzen, struppigen Barte verschwanden, der in einen unscheinbaren, an mehreren Stellen zerrissenen Soldatenrock gehüllt war, dessen Kopf eine schwarze Seidenmütze, tief in die Augen herabgezogen, umgab, der die schweren Schuhe, die Tuchgamaschen und die groben Beinkleider eines gemeinen Soldaten trug, und der dabei von Müdigkeit, vielleicht auch von Mangel und Entbehrung, erschöpft zu sein schien, war ihm gänzlich unbekannt, so sehr auch sein prüfender Blick sein Gedächtniß befragte.

„Wer sind Sie und was wünschen Sie von mir?“ fragte er endlich, nachdem der Fremde unter seinem forschenden Auge hartnäckig das Schweigen bewahrte.

„Franceschini,“ sagte darauf mit dem Tone der Trauer der Fremde, „kennen Sie mich nicht oder wollen Sie mich nicht kennen?“

„Ist es möglich! Sie sind es, Sire?“ rief Franceschini, erschüttert durch den Ton der Stimme, und sank dem Fremden zu Füßen, indem er dessen herabhängende Hand ergriff und sie voll Ehrfurcht an seine Lippen zog.

„Ja, es ist weit mit Murat gekommen, mein alter Freund,“ sagte der König von Neapel, indem er

den treuen Diener emporhob und an seine Brust zog, „doch daß ich Sie, mein tapferer Waffengenosse, noch unverändert finde, erweckt in mir die Hoffnung, daß noch nicht Alles verloren ist. — Zunächst aber beantworten Sie mir die Frage: Können Sie mich ohne Gefahr für sich einige Zeit bei sich aufnehmen?“

„So lange Sie wollen, Sire,“ entgegnete Franceschini, „und geschähe es auch auf Gefahr meines Lebens.“

„Ohne Gefahr für Sie, ohne Gefahr, so Gott will,“ rief Murat hastig, „und nicht länger, als nöthig ist, um zu einem Entschlusse zu gelangen, welche Schritte ich zunächst zu thun habe, um mein verlorenes Königreich wiederzugewinnen.“

„Denken Eure Majestät daran wirklich?“ fragte der General nicht ohne ein Gefühl der Beklemmung, denn ungeachtet der treuen Anhänglichkeit, die er für seinen König hegte, konnte er sich der Trauer nicht erwehren, indem er daran dachte, daß die Ruhe, welche eine glückliche Häuslichkeit ihm gewähren sollte, und die er sich eben noch so lieblich ausgemalt hatte, ihm jetzt wahrscheinlich noch für lange nicht zu Theil werden sollte; daß eine neue Zeit kriegerischer Stürme für ihn bevorstand, denn fern war ihm jeder Gedanke, zurückzubleiben, wenn sein König zu abermaligen Kriegszügen

aufbräche, und wären diese auch noch so gefahrvoll, noch so abenteuerlich.

„Kann ich an etwas Anderes denken, als eben daran, als nur daran?“ entgegnete Murat. Doch die betriübte Miene seines treuen Dieners war ihm nicht entgangen, und er fügte daher hinzu: „Du scheinst mit dem Plane nicht einverstanden zu sein?“

„Das nicht,“ sagte Franceschini mit einiger Verlegenheit, „nur fürchte ich, daß Eure Majestät sehr wenig Aussicht auf einen glücklichen Erfolg haben.“

„Um desto ruhmwürdiger wäre dieser,“ erwiderte Murat.

Darauf entstand eine kleine Pause, denn der General mochte nicht gegen seine bessere Ueberzeugung einem Plane Beifall zollen, dem er innerlich abgeneigt war, und er schwieg lieber, als daß er Gefühle und Ansichten aussprach, die er nicht wirklich hegte.

Murat unterbrach das Schweigen, indem er mit trübem Lächeln sagte:

„Da Sie sich einen unbequemen Gast einmal aufgebürdet haben, dürfen Sie es mir nicht übel nehmen, daß ich Sie um einige Erfrischungen bitte, denn — ich bin erschöpft, bin hungrig und durstig.“

„O mein Gott, daß ich mich daran erst mußte erinnern lassen,“ rief Franceschini erschrocken aus.

„Sogleich sollen Eure Majestät bedient werden, nur muß ich bitten, es der Eile wegen gnädigst zu verzeihen, wenn es nicht so geschieht, wie es eines so hohen, so verehrten Gastes würdig wäre.“

Er eilte hinaus, König Murat aber streckte sich mit dem lange entbehrten Gefühle der Behaglichkeit und Sicherheit auf dem Divan in die Ecke, und versank hier in tiefe Gedanken, die nicht eben der freundlichsten Art sein konnten, wie seine finsternen Mienen, seine zusammengezogene Stirn, verriethen, über die mehrmals unheimliche Blicke zuckten, wenn er des Verrathes, des Undanks gedachte, deren Gegenstand er in den letzten Tagen schwerer Prüfung mehrmals gewesen war.

Doch nicht lange konnte er so trübem Sinnen nachhängen, denn nach wenigen Minuten schon kehrte sein Wirth zurück und bat ehrerbietig:

„Haben Eure Majestät die Gnade, mir auf mein Zimmer zu folgen. Sie werden dort finden, was zu Ihrer Stärkung und Erquickung gereicht, so wie dann auch die Mittel, Ihr Aeußeres auf eine Ihnen geziemende Weise umzuwandeln. — Vielleicht erweisen Sie dann meiner Familie die Ehre, sich dieselbe vorstellen zu lassen.“

„Gern, mein Freund, gern,“ entgegnete Murat und folgte Franceschini, in dessen Begleitung er eine

Stunde später, als neapolitanischer General gekleidet, wieder in das Gesellschaftszimmer zurückkehrte, in welchem sich der kleine Familienkreis, mit Ausnahme der beiden Knaben, abermals versammelt fand, und unter der Besprechung von mancherlei Plänen, die sämmtlich mehr den abenteuerlichen Geist des kühnen Reitergenerals, als die ruhige Ueberlegung eines mit den wichtigsten Dingen beschäftigten Königs verriethen, verging der Abend.

XV.

Eine Abenteurerfahrt.

Die Ausführung der Pläne König Murat's wurde dadurch beschleunigt, daß die französische Regierung, welche sehr bald von seinem Aufenthalte auf Korsika Nachricht erhalten hatte, Befehle zu seiner Verhaftung erließ. Er sah sich dadurch genöthigt, einige Zeit flüchtig auf der Insel umherzuirren, bis ihm, beinahe unerwartet, am Vorabend seiner beschlossenen Abreise, das Mittel geboten wurde, von dem politischen Schauplatze auf eine zwar nicht ruhmreiche, wohl aber ehrenvolle Weise, abzutreten.

Es erschien nämlich am 28. September, gegen Mittag, in Ajaccio, wo sich der König um diese Zeit aufhielt, der englische Ordonnanzofficier Maceroni, und überreichte Murat einen Paß, der von Sir Ch. Stuart, dem Fürsten von Schwarzenberg und dem Fürsten Metternich, unterzeichnet war, und

zugleich die nur von dem Letztern allein unterzeichnete Schrift folgenden Inhalts:

„Herr M a c e r o n i wird durch Gegenwärtiges ermächtigt, den König J o a c h i m zu benachrichtigen, daß Se. Majestät der Kaiser von Oesterreich Ihm unter folgenden Bedingungen eine Freistätte in Ihren Staaten gewähre.“

„1. Der König J o a c h i m wird den Namen eines Privatmannes annehmen; da die Königin den Namen einer Gräfin von L i p a n o angenommen hat, so schlägt man dem Könige denselben ebenfalls vor.

„2. Es wird dem Könige frei stehen, Sich in Böhmen oder Ober-Oesterreich eine Stadt auszusuchen, um dort seinen Aufenthalt zu fixiren. Will Er denselben auf dem Lande wählen, so wird dies in jenen Provinzen keinen Schwierigkeiten unterliegen.

„3. Der König macht Sich gegen Se. kaiserl. königl. Majestät auf Sein Ehrenwort verbindlich, die Oesterreichischen Staaten nicht ohne ausdrückliche Erlaubniß Sr. Majestät zu verlassen und innerhalb derselben als ein den in den Oesterreichischen Staaten bestehenden Gesetzen unterworfenener Mann vom Stande leben zu wollen.

„Gegeben zu Paris, den 1. September 1815.

„Unterz.: Fürst von Metternich.“

Der König hatte dieses wichtige Document in Gegenwart des General Franceschini laut vorgelesen.

„Sire,“ rief der General voll Wärme, „ich wünsche Euer Majestät von Herzen Glück zu dem Rettungsanker, der Ihnen hier geboten wird, und der Ihnen gestattet, sich auf eine ehrenvolle Weise wieder mit Ihrer erlauchten Gemahlin, mit Ihren Kindern, zu vereinigen!“

Murat sah den treuen Diener mit einem beinahe strafenden Blicke an, und rasch, ohne sich Zeit zur Ueberlegung gelassen zu haben, antwortete er mit dem Tone der entschiedensten Entschlossenheit:

„Nein, ich will dem Oesterreichischen Hause kein freiwilliger Gegenstand des Triumphes sein. Ich entsage der Freistätte, die mir hier unter solchen Bedingungen angeboten wird. — Nur auf dem Throne von Neapel werde ich die Königin wiedersehen!“

Franceschini wagte keinen Widerspruch, denn er kannte des Königs Festigkeit, oder richtiger gesagt, seine Hartnäckigkeit, zu gut, um hoffen zu dürfen, ihn durch Gegenvorstellungen anderes Sinnes zu machen. Aber er ließ traurig den Kopf auf die Brust sinken, denn obgleich er mit solcher Treue an seinem Herrn und Könige hing, daß er nicht einen Augenblick daran dachte, denselben zu verlassen, mußte seine ruhigere

Ueberlegung ihm dennoch sagen, daß es ein beinahe hoffnungsloses Beginnen sei, dem er an der Seite Murat's entgegen gehen sollte, und er hatte eben erst die Freuden des ruhigen Familienlebens von zu beglückender Seite kennen gelernt, um nicht auch ohne so niederdrückende Aussicht auf die Zukunft durch den Gedanken einer baldigen abermaligen Trennung von seinen Lieben betrübt zu werden.

Ein Strahl der Hoffnung wurde ihm, als Murat, auf die Bitte des Herrn Maceroni, ihm zu seiner Rechtfertigung eine Bescheinigung über die Ausrichtung seines Auftrages zu geben, demselben den folgenden, historisch-getreuen Brief schrieb:

„Herr Maceroni.

„Ich habe Kenntniß von der Botschaft genommen, die Sie mir überbrachten. Ich nehme die Pässe an, die Sie den Auftrag haben, mir zuzustellen und denke mich derselben zu bedienen, um mich an den Bestimmungsort zu begeben, der mir darin angezeigt ist. Was die Bedingungen betrifft, unter denen Se. kais. königl. Majestät mir eine Freistätte in Oesterreich anbietet, so behalte ich mir vor, diesen wichtigen Artikel in Ordnung zu bringen, sobald ich mich mit meiner Familie werde vereinigt haben.

„Ich nehme das Anerbieten des Kapitäns Bastard,

über die Fregatte Sr. Britischen Majestät zu verfügen, um mich nach Triest zu begeben, nicht an, indem mir Herr Bastard diese letzten Tage her einen zu unüberlegten Vorschlag gemacht hat.

„In Korsika verfolgt und bedroht, weil man mir hier Absichten auf diese Insel zutraut, hatte ich bereits Vorkehrungen getroffen, dieselbe zu verlassen. Ich reise wirklich noch diese Nacht ab und nehme mit Vergnügen meine beiden Kammerdiener Charles und Armand mit, die Sie mir von Paris überbracht haben.

„Unterz.: J. Napoleon.“

Wie trügerisch indeß die Hoffnung gewesen war, welche dieser Brief bei Franceschini erweckt hatte, davon sollte derselbe sich bald schmerzlich überzeugen, denn aller seiner Abmahnungen, seiner dringenden, beinahe flehenden Bitten ungeachtet segelte Murat noch in derselben Nacht mit den sechs Barken ab, die er schon seit längerer Zeit zu seiner abenteuerlichen Unternehmung gemiethet hatte. Die ganze Expedition, mit welcher der ritterliche König aufbrach, um sein verlorenes Königreich wieder zu erobern, bestand aus nicht mehr als 18 Offizieren und 250 Mann, theils Soldaten, theils Matrosen.

Zwischen elf und zwölf Uhr in der Nacht ging diese kleine Flottille unter Segel, nachdem König Murat

an Herrn Maceroni den nachfolgenden Brief geschrieben hatte, um ihm am folgenden Morgen eingehändigt zu werden.

„Ajaccio, 28. Sept. 1815 um Mitternacht.

„Herrn Maceroni, Abgeordneten der alliirten Mächte bei dem König Joachim.

„Mein erster Brief von heute Morgen war von den Umständen dictirt; aber ich bin es mir selbst, der Wahrheit und Ihrer edlen Biederkeit und Redlichkeit schuldig, Ihnen meine wahren Absichten zu verkünden. Das eigentliche Motiv dieses zweiten Briefes ist: Ich schätze die Freiheit über Alles. Die Gefangenschaft ist für mich gleichbedeutend mit Tod. Welche Behandlung dürfte ich aber von den Mächten erwarten, die mich zwei Monate lang unter den Dolchen der Meuchelmörder des Südens ließen? Ich habe dem Marquis von Rivière das Leben gerettet; er war verurtheilt, auf dem Blutgerüste zu sterben; ich bewirkte seine Begnadigung und er hegte zum Dank dafür die Furien Marseilles auf mich und setzte einen Preis auf meinen Kopf.

„In den Wäldern umherirrend, in den Gebirgen versteckt, verdanke ich mein Leben dem großmüthigen Mitleid, welches mein Unglück in der Seele dreier französischer Offiziere erregte. Diese haben mich mit eigener Lebensgefahr nach Korsika gebracht.

„Verächtliche Menschen behaupten, daß ich von Neapel große Schätze hinweggeschleppt hätte. Diese Menschen wissen nicht, daß ich, als mir dieses Königreich für das Großherzogthum Berg gegeben wurde, welches ich in Folge feierlicher Verträge besaß, große Reichthümer mitbrachte, welche ich für mein Königreich Neapel verwendete. Hat der Souverain, welcher dasselbe nach mir in Besitz genommen, dieses Land noch erkannt? — Und ich — ich habe nicht einmal mehr das nothwendig Unentbehrliche — weder für mich selbst, noch für meine Familie!

„Herr Maceroni, ich werde die Bedingungen nicht annehmen, die Sie beauftragt sind, mir anzubieten. Ich sehe in denselben nichts, als eine reine und gänzliche Thronentsagung unter der einzigen Bedingung, daß man mir erlaubt, in einer ewigen Sklaverei und unter der Willkür einer despotischen Regierung zu leben. Wo ist hier Mäßigung und Gerechtigkeit? Wo ist hier die Achtung, die man einem unglücklichen Monarchen schuldig, der von ganz Europa anerkannt worden und in einem schwierigen Augenblicke den Feldzug von 1814 zu Gunsten der nämlichen Mächte entschied, welche mich jetzt durch die unbegrenzte Last ihrer Verfolgungen zu Boden drücken.

„Es ist eine in Europa anerkannte Wahrheit, daß

ich mich nur entschloß, die Oesterreicher bis an den Po zurückzudrängen, weil man mich durch allerhand Intriguen zu überreden gewußt hatte, daß sie Anstalten trafen, mich unter Dazwischenkunft Englands anzugreifen. Ich hielt es demzufolge für nothwendig, meine Vertheidigungslinien weiter vorzurücken, und die Völker Italiens an meiner Sache Theil nehmen zu lassen. Niemand muß mehr überzeugt sein, als Sie selbst und Lord Bentinck, daß das Motiv des verhängnißvollen Rückzugs vom Po jene Erklärung dieses Generals war, der sich in der Nothwendigkeit befand, den Oesterreichern, sobald sie es verlangt hätten, zu Hülfe zu eilen.

„Sie kennen die Ursachen, welche die Desertion in meiner schönen Armee veranlaßten. Die auf geschickte Weise verbreiteten falschen Gerüchte von meinem Tode, die von einer Landung der Engländer in Neapel, das Betragen des General Ripeatelli, die Verrätherei einiger Offiziere, denen es durch ihre treulosen Kunstgriffe gelang, die Unordnung und Muthlosigkeit zu vermehren, von der sie selbst ein trauriges Beispiel gaben, waren die einzigen Ursachen jener Desertionen.

„Jetzt giebt es kein einziges Individuum dieser Armee mehr, das seinen Irrthum nicht eingesehen hätte. Ich reise, um mich wieder mit ihnen zu vereinigen, denn Alle brennen vor Verlangen, mich wieder an ihrer

Spitze zu sehen. Sie haben sämmtlich, so wie alle übrigen Klassen meiner geliebten Unterthanen, mir ihre Liebe bewahrt. Ich habe dem Throne nicht entsagt; ich habe das Recht, mir meine Krone wieder zu erobern, wenn Gott mir die Kraft und die Mittel verleiht. Meine Existenz auf dem Throne von Neapel kann keine Besorgnisse mehr einflößen, denn man darf meinerseits keine geheime Correspondenz mehr mit Napoleon befürchten, welcher sich auf St. Helena befindet. England und Oesterreich können im Gegentheil einige Vortheile von mir erlangen, die sie vergeblich von dem Souverain zu erhalten hoffen, den sie statt meiner auf den Thron Neapels gesetzt haben.

„Ich lasse mich auf diese Partikularitäten ein, weil Sie es sind, Herr Maceroni, an den ich schreibe. Ihr Betragen gegen mich, Ihr Ruf und Ihr Name, haben Ihnen ein Recht auf meine Freimüthigkeit und meine Achtung gegeben.

„Wenn man Ihnen diesen Brief einhändigt, werde ich schon ein gutes Stück Weges meiner Bestimmung entgegen zurückgelegt haben. Entweder erreiche ich meinen Zweck, oder mein Unglück endigt mit meinem Leben.

„Ich habe tausend und tausend Mal dem Tode getrozt, indem ich mich für mein Vaterland schlug — wird es mir nicht vergönnt sein, ihm auch einmal für

mich selbst zu trosten? Ich zittre nur für das Leben meiner Familie.

„Joachim Napoleon.“

Wir hielten es für zweckmäßig, diesen Brief, obgleich er etwas weitschweifig und wortreich ist, hier mit historischer Treue anzuführen, weil er, den Ereignissen der neuesten Tage gegenüber, Gelegenheit zu interessanten Vergleichen darüber giebt, unter welchen verschiedenartigen Umständen während des kurzen Zeitraumes von noch nicht voll einem halben Jahrhundert zwei Könige von Neapel ihrem Reiche und ihrem Throne den Rücken kehrten, ohne deshalb ihre Ansprüche aufzugeben, vielmehr Beide von ihren Ansprüchen auf den verlorenen, ihrer Meinung nach aber nicht verscherzten Thron fest genug überzeugt, um vielleicht noch für viele Jahre hinaus den Saamen der innern Zwietracht, des fremden, wie des Bürgerkrieges, zu streuen und den Keim zu dem Unglück zahlloser Menschen zu legen, nur um ihre persönlichen Interessen, ihren dynastischen Stolz, zu befriedigen, ohne alle Rücksicht oder Sorgfalt für das wahre Wohl von Millionen, zu deren Herrschern das Schicksal sie berufen hatte.

XVI.

Kampf und Gefangenschaft.

Die Unternehmung des flüchtigen Königs, der wie ein Abenteurer zu seinem verlorenen Lande zurückkehrte, dessen Thron er mit einer Handvoll Leute zu erobern hoffte, nachdem er ihn an der Spitze einer zahlreichen Armee nicht zu bewahren vermocht hatte, wurde von allem Anfange durch widrige Umstände der verschiedensten Art bezeichnet. Gleich in der zweiten Nacht wurden die Barken durch einen plötzlich ausbrechenden Sturm von einander getrennt, und nur zwei derselben fanden sich wieder zu der, welche Murat trug. Als dann mit diesen zusammengeschmolzenen Streitkräften die Fahrt längs der Küste Calabriens fortgesetzt wurde, desertirte der Bataillons-Commandant Courrand mit seiner Barke, an deren Bord sich funfzig Soldaten befanden,

auf deren Ergebenheit und Beistand der König mit am meisten gerechnet hatte.

Den Augenblick, als Murat diese entmuthigende Nachricht mitgetheilt wurde, hielt der General Franceschini für günstig, seine Vorstellungen und Bitten, von der ganzen Unternehmung abzustehen, nochmals auf das dringendste zu wiederholen und mit allen Gründen, die ihm zu Gebote standen, zu unterstützen.

Sinnend hörte Murat ihn an; dann schien er einige Augenblicke zu überlegen und endlich sagte er:

„Meine Absicht war, meine Hauptstadt und meine Unterthanen wieder zu sehen, um sie der Reaction einer Regierung zu entziehen, die sie strafen wird, weil sie meine Bemühungen für die Verwaltung meines Königreichs Neapel unterstützt haben. Die Idee, daß so viele Männer von Verdienst, so viele brave Menschen, wegen ihrer Meinungen und ihrer Verdienste verfolgt werden, läßt mir keine Ruhe. Das Schicksal meiner Freunde macht mich unglücklich; aber ich sehe jetzt ein, daß mein Unternehmen zu verwegen wäre. Die Winde haben meine Schiffe zerstreut; der Verrath hat meine ohnehin so geringen Streitkräfte geschwächt und es bleibt mir nur noch eine Handvoll Menschen. Gehen wir also nach Triest! Ich will die Freistätte annehmen, welche die österreichische Regierung mir in ihren Staaten anbietet.“

Hoch erfreut ergriff Franceschini des Königs Hand und zog sie an seine Lippen.

Aber das Verhängniß hatte den unglücklichen Monarchen einmal erfaßt und es gab seine Beute nicht wieder los.

Der Capitain Barbara, der die Barke des Königs befehligte, erklärte auf die Weisung, nach Triest zu steuern: es sei unmöglich, mit dem geringen Vorrath an Lebensmitteln und Wasser diesen Hafen zu erreichen, und da Murat keine Ursach hatte, an der Redlichkeit Barbara's zu zweifeln, dem er viel Gutes gethan, wußte derselbe es durch seine Vorstellungen dahin zu bringen, daß er die Erlaubniß erhielt, in Pizzo einzulaufen, um dort die Einkäufe zu machen, welche eine weitere Seefahrt gestatten sollten.

In dem Augenblicke, als Barbara die Reservebarke besteigen wollte, um sich an das Land zu begeben, wendete er sich zu Murat und sagte:

„Ich bitte Eure Majestät, mir die von den Allirten erhaltenen Pässe zu übergeben, denn ohne eine solche Legitimation würde ich unfehlbar von den Behörden Pizzos verhaftet werden.“

„Was fällt Ihnen ein?“ entgegnete der König, der bei dieser sonderbaren Forderung gegen die Zuverlässigkeit Barbara's Verdacht zu schöpfen schien. „Nim-

mermehr werde ich mich von diesen wichtigen Papieren trennen!"

„Und ich werde ohne dieselben nicht an das Land gehen!" erwiderte Barbara trotzig.

Murat richtete auf den widerspänstigen Officier einen strafenden Zornesblick und rief dann heftig, aufgebracht und mit lauter Stimme:

„Franceschini, man verweigert mir den Gehorsam, weil ich meine Papiere nicht ausliefern will. — Die Nothwendigkeit zwingt mich daher, selbst an das Land zu gehen. — Sie werden mir zur Seite stehen. — Mein Andenken kann in dem Lande noch nicht erloschen sein; ich habe seinen Bewohnern viel Gutes gethan und sie werden mir ihren Beistand gewiß nicht verweigern!"

Diese Worte wurden mit einem so entschiedenen Tone gesprochen, daß Franceschini einsah, es würde bei solcher Stimmung jeder Widerspruch vergeblich sein.

Der König befahl nun allen Offizieren, ihre Paradeuniform anzulegen, und als dies geschehen war, trieb der Wind die Barke gegen das Ufer von Pizzo. Als dasselbe erreicht war, wollten die Offiziere an das Land springen, der König aber hielt sie zurück, indem er ihnen zurief:

„An mir ist es, zuerst den Boden meines Königreichs zu betreten.“

Mit diesen Worten sprang er voran, und ihm folgten seine sämtlichen Begleiter, zwei Generale, Franceschini und Natali, ein Kriegscommissär, drei Capitains, drei Lieutenants, acht Sergeanten, neun Soldaten, zwei Kammerdiener, und der Koch des Königs. Im Ganzen waren es also 29 Personen, außer dem Könige, welche am 8. October 1815 diese verwegene Landung vollbrachten, durch welche augenblicklich eine große Anzahl Neugieriger herbeigelockt wurde. Unter diesen befanden sich mehrere Seeleute, und als diese Murat erkannten, riefen sie jubelnd:

„Es lebe König Joachim!“

Landleute stimmten in den Ruf ein und dieser Empfang ließ den König glauben, daß seine Erwartungen in Erfüllung gehen sollten. — Hatten doch die Bourbons während der kurzen Zeit seit ihrer Rückkehr schon so viel böses Blut bei der Bevölkerung gemacht, daß der Wunsch, Murat wieder auf dem Throne Neapels zu erblicken, eben so natürlich als gerechtfertigt zu sein schien.

An der Spitze eines zahlreichen, mit jedem Schritte vorwärts noch mehr anwachsenden Haufens zog Murat nun nach dem Marktplatze von Pizzo. Hier jedoch

zeigte sich der Enthusiasmus keineswegs, der die Hoffnung des Königs bereits erweckt hatte; vielmehr wurden aus der Menge leidenschaftlich-drohende Blicke auf das kleine Häuflein der Abenteurer gerichtet. Die Stimmung war dem Könige offenbar nicht günstig; auch traten zwei junge Leute zu ihm heran, und sagten mit dem Tone gutmüthiger Theilnahme:

„Sire, verlassen Sie ohne Zeitverlust Pizzo, denn Sie sind hier von zahlreichen Feinden umringt. Wir sind bereit, Sie nach Monteleone zu führen; gelingt es Ihnen, dieses zu erreichen, so sind Sie gerettet.“

Ein prüfender Blick auf die Menge überzeugte den König, daß er hier nichts zu hoffen, wohl aber viel zu fürchten hätte, und er folgte dann nach kurzem Zögern den beiden jungen Männern, die raschen Schrittes voringingen, begleitet von einem drohenden Gemurmel der Menge.

Noch waren sie nicht weit gekommen, als ein Haufe bewaffneter Landleute ihnen mit unverkennbar feindseligen Absichten entgegenkam. Sobald der König in deren Nähe gelangte, trat er furchtlos aus der Mitte seiner Begleiter hervor, den Bauern einige Schritte entgegen und rief ihnen mit lauter Stimme zu:

„Meine Kinder, Ihr habt nicht nöthig, Euch gegen Euren bisherigen König zu bewaffnen! Ich bin nicht

in Calabrien gelandet, um Euch Böses zuzufügen, sondern nur, um von den Behörden in Monteleone Beistand zu erbitten, meine Reise nach Triest und zu meiner Familie fortzusetzen; denn ich bin mit Pässen versehen, die selbst König Ferdinand IV. respectiren muß."

Vielleicht hätten diese Worte Eindruck auf die Landleute gemacht, wäre nicht in demselben Augenblick der Gensd'armenie-Kapitän Trentacapilli herzugetreten.

"Sie haben mir augenblicklich mit Ihren sämtlichen Begleitern nach Pizzo zu folgen!" redete er den König an, ohne ihm den Titel Majestät oder Sire zu gewähren, doch mit entschlossenem Ausdrücke trat der General Franceschini vor Murat hin, zog eine Pistole aus dem Gürtel, spannte den Hahn und rief, auf die Brust Trentacapilli's zielend:

"Zurück, so lieb Ihnen Ihr Leben ist!"

Der Kapitän der Gensd'armenie wich vor dieser Drohung zurück; doch alsbald umgaben ihn die bewaffneten Landleute, während die Begleiter Murat's sich dichter um diesen scharten. Der Ausbruch des Kampfes schien unvermeidlich zu sein, und schon stand Franceschini im Begriff, seine Pistole auf die Leute abzufeuern, die zu dem Angriffe Miene machten; doch Murat hielt ihn davon zurück, indem er ihm zurief:

"Schießen Sie nicht, General! — Ich will nicht,

daß meine Landung auch nur einem einzigen meiner Unterthanen das Leben koste!“

Doch dieser Edelmuth fand keine Anerkennung, denn beinahe augenblicklich fielen von mehreren Seiten Schüsse auf den König und das kleine Häuflein seiner Begleiter und Murat stand in der größten Gefahr, umzingelt und gefangen genommen zu werden. Doch mit todesverachtendem Heldenmuth scharten sich sämtliche Offiziere um ihn, und unter beständigen Angriffen gelangten sie an das Ufer des Meeres. Hier fanden sie eine Barke, die sie jubelnd als ein Werkzeug ihrer Rettung begrüßten, denn sie durften hoffen, mit derselben die größere Barke des Kapitäns Barbara zu erreichen, der nach dem Befehle des Königs in geringer Entfernung vom Ufer hatte bleiben sollen. Allein vergebens sahen die Flüchtlinge sich nach seinem Fahrzeuge um! Der elende Verräther war verschwunden, seinen König und Wohlthäter feig im Stiche lassend, und um das Unglück zu vollenden, gelang es den Anstrengungen der Flüchtlinge nicht, die auf dem Strande liegende Barke flott zu machen.

Jetzt drangen die bewaffneten Landleute von allen Seiten wüthend auf Murat und dessen Begleiter ein, und die verzweifeltste Vertheidigung war nicht im Stande, ihn und seine Gefährten zu retten. Er sah

das unvermeidliche Loos, das seiner wartete, und mit der edelsten Selbstverleugnung rief er seinen Schicksalsgenossen zu:

„Lasset ab, Kinder, Eure schwachen Kräfte an meine Vertheidigung zu setzen!“

Darauf wendete er sich zu den andringenden Feinden, und indem er ihnen seinen Degen hinhielt, sagte er:

„Einwohner von Pizzo, nehmet diesen Degen, der für Euer Vaterland gestritten und sich in mancher Schlacht mit Ruhm bedeckt hat. Ich überreiche ihn Euch; aber schonet das Leben der Tapfern, die mich umgeben.“

Doch die Wüthenden achteten nicht auf seine Worte, sondern drangen nur um so heftiger auf ihn ein, und nachdem die meisten seiner Gefährten gefallen oder verwundet waren, wurde er, sammt den Uebrigen gefangen genommen und unter Beschimpfungen und Mißhandlungen wurden Alle nach dem Gefängnisse von Pizzo geschleppt.

Murat selbst wurde mit den Offizieren, und sogar mit den Soldaten, in einen Kerker gebracht und hier auf die roheste Weise von Trentacapilli durchsucht und ausgeplündert. Es wurden ihm seine Pässe abgenommen, seine Brillanten, die einen nicht unbeträchtlichen Werth hatten, das baare Geld, das er bei sich

trug, ein Creditbrief über 60,000 Frcs. auf ein Banquierhaus in Neapel, und — die Hauptveranlassung seiner späteren Verurtheilung — ein Exemplar der Proclamation, die er im Lande hatte verbreiten wollen, die er aber in einem Sacke in das Meer senken ließ, als er den Gedanken an die kriegerische Expedition aufgegeben und dagegen den gefaßt hatte, sich nach Triest zu begeben und die Freistätte in Oesterreich anzunehmen.

Dies eine Exemplar war, wahrscheinlich aus Versehen, zurückbehalten worden, so wollte es Murat's Verhängniß und es diente später dazu, seiner Verurtheilung wenigstens den Schein der Rechtmäßigkeit zu geben; denn diese Proclamation war im ganzen Lande Niemand zu Gesicht gekommen, bis Trentacapilli sie in der Tasche des gefangenen Königs fand, und mit den übrigen Effecten desselben nach Neapel an König Ferdinand IV. schickte.

Ergreifend und schaudererregend war das Bild, das die engzusammengedrängten Gefangenen in dem dunkeln Kerker boten. Viele waren mit Blut bedeckt, ihre Wunden nur flüchtig mit dem verbunden, was sie zur Hand gehabt hatten, und leises Stöhnen, unterdrückte Klagen und Verwünschungen, waren die einzigen Laute, welche die tiefe Stille störten, die in dem Kerker herrschte, und gegen welche unheimlich das wilde Gebrüll der

Einwohner abstach, welche das Gefängniß umringten und den Tod des Königs forderten. Dieser wurde durch die Drohungen und Verwünschungen, die an sein Ohr schlugen, nicht erschüttert und während seine Unglücksgeossen für sein Leben zitterten und mit jedem Augenblicke fürchteten, die Thüren des Kerkers durch den wilden Pöbel erbrochen und sich sämmtlich niedergemetzelt zu sehen, bewahrte Murat allein die vollkommenste Ruhe.

Dieser Zustand banger Erwartung währte bis Mitternacht. Da öffnete sich die Thür des Kerkers, und von Fackeln beleuchtet, und von mehreren Offizieren umgeben, trat ein höherer Offizier herein, den seine Uniform als General erkennen ließ.

Er ging auf den König zu, begrüßte denselben ehrerbietig und sagte dann mit dem unverkennbaren Tone der Theilnahme:

„Euer Majestät, ich bin der General Nunziante, Commandirender in den beiden Calabrien, und zu Ihrem Schutze herbeigeeilt, sobald ich von Ihrer Gefangennehmung und dem nichtswürdigen Benehmen der Einwohnerschaft Pizzo's hörte, das ich nur im höchsten Grade mißbilligen kann. — Aufrichtig bedaure ich, daß ich gezwungen bin, Sie für jetzt noch, gemeinschaftlich mit Ihren Schicksalsgefährten, in diesem Kerker zu

lassen; allein die Truppen, die ich augenblicklich hier zur Verfügung habe, sind zu schwach, um dem aufgeregten Pöbel, der noch immer nach Ihrem Leben trachtet, im Falle eines gewaltsamen Angriffes erfolgreichen Widerstand zu leisten; ich fühle mich aber meinem Könige gegenüber für Ihr Leben verantwortlich. — Im Uebrigen werde ich Befehl geben, Euer Majestät jede Bequemlichkeit und Erleichterung zu gewähren, welche die Umstände gestatten, denn wenn ich auch ein treuer Diener meines königlichen Herrn bin, so erachte ich es deshalb doch nicht gegen meine Pflicht, dem Unglück Theilnahme zu widmen.“

Nach diesen freundlichen und trostreichen Worten verließ er mit einer abermaligen ehrerbietigen Verbeugung gegen Murat den Kerker, und bereits wenige Minuten darauf wurden den Gefangenen Matratzen und Decken gebracht, in ihrer traurigen Lage keine geringe Erleichterung, namentlich für die Verwundeten, die auch mit dem Anbruch des Morgens durch einen Wundarzt regelrecht verbunden wurden.

Im Laufe des Tages erhielt Murat, dem die Generale Franceschini und Natali folgen durften, ein eigenes Gemach angewiesen. Hier schrieb er sogleich Briefe an seine Gemahlin, an den österreichischen Obercommandanten in Neapel und an den englischen Ge-

sandten, um diese von der durchaus friedlichen Absicht seiner Landung bei Pizzo in Kenntniß zu setzen. Diese Briefe wurden dem König Ferdinand übersandt, indeß nicht eher an ihre Adressen abgeschickt, als bis der Befehl der Hinrichtung Murat's ergangen war. Denn König Ferdinand, der sich seines gefürchteten und gehaßten Feindes für immer entledigen wollte, fühlte ohne Zweifel, daß die Bevollmächtigten der alliirten Mächte in seine Absichten nicht eingehen, vielmehr unter den obwaltenden Umständen die Hinrichtung Murat's als einen Mord betrachten würden, wie auch die Erschießung des Herzogs von Enghien, die unter ähnlichen, wenn auch erschwerenden Umständen erfolgte, allgemein, und mit vollem Rechte, als ein Mord bezeichnet worden ist. Ferdinand IV. aber zog es vor, diesen Mord auf sein Gewissen zu laden, statt sich der beständigen Angst vor einem unternehmenden gefährlichen Feinde auszusetzen.

So vergingen unter den ängstlichsten Erwartungen für die Begleiter des Königs die nächsten Tage, Murat selbst aber blieb vollkommen ruhig, denn er zweifelte nicht einen Augenblick daran, daß von Neapel der Befehl eingehen würde, ihn, — wenn auch vielleicht unter Beobachtung strenger Sicherheitsmaßregeln — seine beabsichtigte Reise nach Triest fortsetzen zu lassen.

Nur zu bald sollte er erkennen, wie sehr er sich getäuscht hatte, indem er auf einen solchen Edelmuth, um nicht zu sagen, auf diese Gerechtigkeit, König Ferdinand's rechnete, und die unverkennbare Verlegenheit, welche der General Nunziante ihm gegenüber zu zeigen begann, während dessen Benehmen wo möglich noch achtungsvoller wurde, hätte ihm andeuten können, welches Loos man ihm bestimmte, wäre nicht seine Seele durchaus argwohnlos gewesen.

XVII.

Der Verbrechertod eines Königs.

Man hatte in Neapel große Eile, sich des Nebenbuhlers um den Königsthron zu entledigen, und beinahe unmittelbar nach der Meldung des General Nuziante hatte dieser durch den Telegraphen Befehle der strengsten Art erhalten. Ein so treuer Diener seines Königs er aber auch war, glaubte er, als Mensch, als Ehrenmann, diese Befehle als undeutlich durch den Telegraphen ertheilt, mißverstehen zu müssen, und deshalb unausgeführt zu lassen. Was er dadurch beabsichtigt hatte, geschah, wenigstens theilweise, denn der Befehl ging ihm, vollkommen deutlich und verständlich, durch einen Courier zu, aber die Milderung, die er dabei gehofft hatte, erfolgte nicht.

Am Abend des 11. October empfing er den Telegraphen-Befehl schriftlich. Dieser lautete:

„Neapel, am 9. October 1815.

„Ferdinand von Gottes Gnaden; Wir haben beschlossen und beschließen, wie folgt:

„Art. 1. Der General Murat soll vor ein Kriegsgericht gestellt werden, dessen Mitglieder unser Kriegsminister zu ernennen hat.

„Art. 2. Dem Verurtheilten wird eine halbe Stunde vergönnt, sich zum Tode vorzubereiten.

„Ferdinand.“

Wie man hieraus sieht, war also der Gefangene verurtheilt, noch ehe das Kriegsgericht seinen Spruch gefällt hatte, und König Ferdinand ließ keine Zeit verstreichen, um diesen Befehl zu ertheilen, denn man wird sich erinnern, daß Murat erst am 8. gefangen genommen worden war. Wenn daher die Zeitungen später verkündeten, König Ferdinand habe die Absicht gehabt, seinen Feind zu begnadigen, der mit der Begnadigung beauftragte Bote sei aber zu spät eingetroffen, so verdient diese Angabe gewiß nur wenig Glauben, da der General Nunziante mit der Vollstreckung des Urtheils drei volle Tage zögerte, der Bote also volle Zeit hatte, das Ziel vor der Vollstreckung des Urtheils zu erreichen.

Als der General Nunziante den bestimmten Befehl seines Königs erhalten hatte, dachte er nur noch an die Erfüllung des blinden Gehorsams, zu dem er sich für verpflichtet hielt; aber sein Gefühl als Mensch ließ es ihn nicht über sich gewinnen, Dem noch ferner unter die Augen zu treten, dem er seine ganze Theilnahme nicht versagen konnte, und dessen Verurtheilung er in seinem innersten Herzen wahrscheinlich als ungerecht betrachtete. Er verließ das Schloß, in welchem er bisher im steten Verkehr mit Murat gelebt hatte, und machte demselben die unerläßlichen Mittheilungen jetzt nur noch durch dritte, von ihm beauftragte Personen.

In der Nacht des 12. October trat das Kriegsgericht zusammen. Es bestand aus sieben Richtern, von denen dreie, außer dem Staatsanwalt, durch Murat während dessen Regierung aus dem Staube hervorgezogen und mit Gnadenbezeugungen und Ehren überhäuft worden waren. Aber sie wagten nicht, der Dankbarkeit, zu der sie sich in ihren Herzen verpflichtet fühlen mochten, Gehör zu geben, denn sie wußten ja, daß Der, über den sie Recht sprechen sollten, durch den Willen des Königs im Voraus verurtheilt war, und sie mußten daher bei dem bekannten Charakter König Ferdinands fürchten, dessen Rache zum Opfer zu fallen,

wenn sie sich nicht dem so bestimmt ausgesprochenen Willen fügten. Wo wären aber in unserer Zeit, und zumal einem absoluten Throne gegenüber, Menschen zu finden, welche es vermöchten, ihr persönliches Interesse ihrem Gefühle für Gerechtigkeit, oder ihrer Dankbarkeit, nachzusetzen?

Mit dem festen Vorsatze, das von ihnen erwartete Todesurtheil auszusprechen, begaben sich daher die Richter in die Sitzung.

Während dessen schlief König Murat in seinem Gefängnisse, ohne Furcht und ohne eine Ahnung seines Geschicks den Schlaf der Gerechten bis zum hellen Morgen seines Todestages.

Bei seinem Erwachen wurde ihm mit der rücksichtsvollen Schonung, die der General Nunziante ihm von allem Anfange an bewiesen hatte, die Nachricht mitgetheilt, daß die Regierung den Befehl gegeben habe, ihn durch ein Kriegsgericht richten zu lassen.

Bei dieser unerwarteten Nachricht zuckte er schmerzlich zusammen und einen Augenblick versagte ihm die Sprache. Schnell aber hatte er seine männliche Fassung wieder gewonnen, und die Thränen unterdrückend, die unwillkürlich seine Wimpern neigten, sagte er ruhig, ohne ein bemerkbares Beben der Stimme:

„Wohlan — ich bin verloren. Dieser Befehl, mich

richten zu lassen, ist ein Todesurtheil, das erkenne ich deutlich!"

Nach einer Pause fragte er:

„Ist es mir erlaubt, einige Worte des Abschieds an meine Gemahlin zu richten?"

Als er diese Erlaubniß ohne Zögern erhalten hatte, setzte er sich sofort an den Tisch und schrieb:

„Meine liebe Karoline.

„Meine letzte Stunde hat geschlagen. In einigen Augenblicken werde ich aufgehört haben, zu leben; in einigen Augenblicken wirst Du keinen Vatten mehr haben. Vergiß mich nie! Ich sterbe unschuldig; mein Leben war von keiner Ungerechtigkeit befleckt. Lebe wohl, mein Achill! Lebe wohl meine Lätitia! Lebe wohl, mein Lucian! Lebe wohl, meine Louise! Zeiget Euch vor der Welt meiner würdig. Ich lasse Euch ohne Königreich und ohne Güter mitten unter meinen zahlreichen Feinden. Seid fortwährend einig; zeigt Euch erhaben über das Unglück; denkt daran, was Ihr seid, und was Ihr gewesen seid, und Gott wird Euch segnen. Verwünscht mein Andenken nicht. Wisset, daß mein größter Schmerz in den letzten Augenblicken meines Lebens der ist, fern von meinen Kindern zu sterben. Empfanget meinen väterlichen Segen; empfanget

meine Umarmungen und meine Thränen. Behaltet Euren unglücklichen Vater in stetem Andenken.

„Pizzo, den 13. October 1815.

„J o a c h i m.“

Nachdem der unglückliche Mann diesen Brief unterzeichnet hatte, schnitt er eine Locke seines Haares ab, legte sie in das Papier, und empfahl dieses dem General Nunziante zur Besorgung nach seinem Tode.

Als dies geschehen war, trat der Capitän Starace ein, und sagte unter allen Zeichen der Rührung und der Verlegenheit:

„Ich bin dazu ernannt, Eure Majestät vor Ihren Richtern zu vertheidigen, — vor welchen Richtern!“

Rasch entgegnete Murat, indem er sich in seiner ganzen Größe stolz emporrichtete:

„Sie sind nicht meine Richter! — Sie sind meine Unterthanen, und es ist ihnen nicht erlaubt, ihren Souverain vor Gericht zu stellen. Eben so wenig ist es einem Könige erlaubt, über einen andern König zu richten; denn Niemand kann eine Obermacht über Seinesgleichen besitzen. — Die Souveraine haben keinen andern Richter, als Gott und die Völker.“

„Wollen Eure Majestät nicht wenigstens einige Zeilen niederschreiben, die mir bei ihrer Vertheidigung als Leitfaden dienen könnten?“ fragte mit dem Tone drin-

gender Bitte der Kapitän Starace, dem es Ernst war, das ihm aufgezwungene Vertheidigeramt gewissenhaft zu üben so wenig Hoffnung auf einen günstigen Erfolg er auch haben mochte.

„Ich danke Ihnen für Ihre gute Absicht, Capitain,“ entgegnete Murat. „Ich zweifle auch nicht an Ihrem guten Willen; allein Sie können mir das Leben nicht retten, denn es handelt sich hier nicht um ein Gericht, sondern nur um eine Verurtheilung. Die Mitglieder des Kriegsgerichts sind nicht meine Richter, sondern meine Henker. Ich befehle Ihnen daher, nicht ein Wort zu meiner Vertheidigung zu sprechen, denn gäbe ich dies zu, so könnte darunter nur meine Ehre leiden.“

Traurig entfernte sich der Capitain Starace und gleich darauf trat der Instructionsrichter ein, um Murat einem Verhöre zu unterwerfen.

Er machte mit wichtiger Miene sein Schreibgeräth zurecht. Ohne eine Bemerkung ließ der König dies geschehen, als der Mann aber in dem kalten Amtstone das Verhör mit der gewöhnlichen Frage eröffnete: „Wie heißen Sie?“ da entgegnete der König aufgebracht und mit nur mühsam unterdrückter Heftigkeit:

„Ich bin Joachim Murat, König von Neapel, und der Ihrige. — Und nun gehen Sie, mein Herr! — Befreien Sie mich von Ihrer lästigen Gegenwart!“

Noch machte der Richter einen Versuch, das Verhör fortzusetzen, doch Murat würdigte ihn keiner Antwort, und so entfernte er sich denn, wenn auch nur zögernd, nach wenigen Minuten.

Der König, welcher wußte, daß in diesem Augenblick sein Todesurtheil gesprochen wurde, konnte sich schmerzlicher Gefühle und einer tiefen Traurigkeit nicht erwehren, das bewiesen die tiefen Seufzer, die er ausstieß, während er mit über die Brust gekreuzten Armen in dem Gemache auf- und niederging, und dabei mehrmals seine Blicke auf ein kleines Medaillon heftete, welches die Bilder seiner Familie umfaßte.

Endlich machte er seinem gepreßten Herzen Luft, indem er, sich zu dem Hauptmann Stratti wendend, der mit seiner speciellen Bewachung beauftragt war, und in dieser schwierigen Stellung ihm stets die achtungsvollste Rücksicht bewiesen hatte, sagte:

„In Pizzo freut man sich über mein Unglück. Was habe ich denn aber den Neapolitanern gethan, daß sie mir so feindlich gesinnt sich zeigen? Ich habe zu ihrem Vortheil alle Früchte langer Anstrengungen und vieler Kriegsjahre geopfert, so daß ich meine Familie in Armuth zurücklasse; Alles, was man von Freiheit in den Gesetzen des Landes findet, verdankt es mir. Wenn die neapolitanische Armee in der Welt bekannt ist, wenn

die Nation unter den europäischen Mächten einen Rang eingenommen hat, so ist dies mein Werk. Aus Liebe zu den Neapolitanern habe ich jede andre Zuneigung vergessen und bin undankbar gegen die Franzosen gewesen, welche mich auf den Thron erhoben haben, von dem ich ohne Furcht und Gewissensbisse heruntersteige. An der Tragödie des Herzogs von Enghien, die der König Ferdinand durch eine andere Tragödie rächen will, habe ich keinen Antheil gehabt; ich schwöre dies hier bei Gott, vor dessen Antlitz ich bald erscheinen werde."

Nach diesen, nicht ohne Hestigkeit und Bitterkeit hervorgestoßenen Aeußerungen, auf welche der Capitain Stratti nichts zu erwiedern wagte, entstand eine längere Pause; dann sagte der König:

"Hauptmann Stratti, ich fühle das Bedürfniß, allein zu sein. Ich danke Ihnen für die Theilnahme, welche Sie mir in meinem Unglück bewiesen, doch ich kann Ihnen meinen Dank auf keine andere Art dathun, als durch Worte. — Leben Sie glücklich!"

Schweigend entfernte sich Stratti und Thränen glänzten in seinen Augen, als er von der Schwelle noch einen Blick zurück auf den Gefangenen richtete, dessen Todesurtheil in diesem Augenblicke wahrscheinlich schon gesprochen war. Wenigstens ließ dies der beinahe un-

mittelbar nach Stratti's Entfernung erfolgende Eintritt des Priesters Mastea vermuthen.

„Sire,“ sagte der würdige Geistliche mit bewegter Stimme, „es ist das zweite Mal in meinem Leben, daß ich mit Eurer Majestät spreche. — Als Sie vor fünf Jahren nach Pizzo kamen, habe ich Sie um eine Unterstützung zur Vollendung unserer Kirche gebeten, und Ihre Majestät haben mir mehr gegeben, als ich zu hoffen wagte. Meine Stimme ist also bei Ihnen nicht unglücklich, und ich habe daher die Versicherung, daß Sie auch heute wieder auf meine Bitten hören werden, welche keinen andern Zweck haben, als Ihr ewiges Seelenheil.“

Mit Ruhe und Ergebenheit erfüllte Murat hierauf alle Pflichten eines sterbenden Christen und schrieb sogar auf die Bitte des Priesters in französischer Sprache auf ein Blatt Papier die Worte:

„Ich erkläre, daß ich als ein guter Christ sterbe.“

„J. M.“

Hierauf entfernte sich der Geistliche, und mit bewundernswürdiger Seelenruhe unterhielt sich der König jetzt mit einigen Offizieren, die zu ihm eintraten, und unter denen sich auch der General Franceschini befand, über Gegenstände der verschiedensten Art, und wer dem Gespräche zugehört hätte, ohne die Lage der

Dinge zu kennen, der würde keine Ahnung davon gehabt haben, daß der Mann, welcher mit solcher Ruhe sprach, in der Erwartung stand, binnen wenigen Minuten den Tod des Verbrechers zu sterben.

Die Unterhaltung wurde durch den Berichterstatter des Kriegsgerichts unterbrochen, der kam, um dem Könige sein Urtheil zu verkünden. Dieses lautete:

„Joachim Murat, durch das Glück der Waffen in den Stand eines einfachen Bürgers zurückversetzt, in dem er geboren ist, hat mit 29 Mitschuldigen eine verwegene Unternehmung begonnen, wobei er nicht mehr auf den Krieg, sondern auf die Verführung rechnete. Er hat das Volk zur Empörung aufgeregt, den rechtmäßigen Herrscher angegriffen und den Umsturz des Königreichs, so wie Italiens, versucht. Deshalb ist er als öffentlicher Feind verurtheilt, kraft eines Gesetzes, welches während der zehnjährigen Fremdherrschaft gegeben und von der gegenwärtigen Regierung aufrecht erhalten worden ist.“

Unterzeichnet war dies Urtheil:

Joseph Fasulo, Adjutant, Kommandant und
Chef des Generalstabes, Präsident.

Rafael Scalfaro, Chef der Region von Unter-
Calabrien.

Paterno Natali, Oberstlieutenant der königlichen Marine.

Januario Lanzetta, Oberstlieutenant des Geniecorps in Kalabrien.

Matteo Camilli } Capitäne der Artillerie.
Franz de Benge }

Paul Martellari, Artillerielieutenant.

Fr. Trojo, Lieutenant im dritten Regiment, Berichterstatter.

Joh. la Camera, Generalprocurator am Criminalgericht in Unter-Calabrien, Adjunct des Berichterstatters.

Fr. Pagadassi, Secretär.

Es kann als eine Fügung des Schicksals, gewissermaßen als ein Hohn des Glückes, gelten, daß der Gesetzartikel, auf welchen man Murat's Verurtheilung gründete, vor Jahren von ihm selbst erlassen worden war, freilich ohne eine Ahnung davon, daß er einst auf ihn selbst Anwendung finden könnte; indeß kam er jetzt dem legitimen Könige sehr gelegen, obgleich derselbe die Absicht hegte, und in vertrauten Kreisen sogar ausgesprochen hatte, möglichst Alles zu vernichten, was von Joseph und Joachim herrührte, ohne dabei auf das mancherlei Gute Rücksicht zu nehmen, was Beide, namentlich aber Murat, ganz unbestreitbar geschaffen hatten.

Ein bitteres Gefühl erfaßte den unglücklichen König bei Anhörung der Namen, welche das Urtheil gefällt hatten, namentlich auch deshalb, weil alle die Beisitzer des Kriegsgerichts, mit der alleinigen Ausnahme des Berichterstatters, Trojo, ihre Ernennung von ihm erhalten hatten, weil mehrere von ihnen von ihm besonders ausgezeichnet, befördert und mit Orden geschmückt worden waren, und weil sie sämmtlich noch vor fünf Monaten als ihren rechtmäßigen Herrscher den Mann anerkannt hatten, den sie jetzt als Verbrecher zum Tode verurtheilten, allem Anscheine nach, ohne ihre Ehre dadurch verletzt, Ihr Gewissen belastet zu fühlen.

Murat hörte mit würdevoller Fassung die Vorlesung dieses Urtheilsspruches an, und als der Lieutenant Trojo dann hinzufügte, daß die Vollstreckung des Urtheils binnen einer halben Stunde befohlen sei, begnügte sich der König damit, ihm einen Blick kalter Verachtung zuzuschleudern. Nach kurzem Besinnen sagte er darauf mit einer Stimme, die zwar fest war, bei der aber dennoch der Ton der Rührung durchklang:

„Ich wünsche meine beiden treuen Diener, meine letzten Freunde, die Generale Franceschini und Natali zu sprechen, und von ihnen den letzten Abschied zu nehmen und ihnen für ihre treue Anhänglichkeit zu danken.“

Nach kurzem Zögern entgegnete Frojo mit sichtlicher Verlegenheit:

„Leider fühle ich mich nicht ermächtigt, auf diesen Wunsch einzugehen, und ich muß Sie vielmehr bitten, sich auf den Tod vorzubereiten.“

„Das ist bereits geschehen,“ entgegnete der König, „und ich habe eben nicht viel Mühe gehabt, mich mit Gott auszuföhnen, denn ich darf mir das Zeugniß geben, daß ich das Gute stets nach Kräften gethan habe; Böses that ich nur den Bösen, und Gott, der ein Gott der Güte und der Gerechtigkeit ist, wird mit mir gnädig in das Gericht gehen, gnädiger wahrscheinlich, als mit Manchem von denen, welche sich jetzt gegen göttliches und menschliches Recht anmaßen, mich zu dem Tode eines Verbrechers zu verurtheilen.“

Der König war durch diese Worte in einige Aufregung gerathen, sogleich aber wendete er Frojo mit dem Ausdrücke der Geringschätzung den Rücken, und sagte zu dem Capitän Starace, der mit Frojo zugleich eingetreten war, mit freundlich herzlichem Tone:

„Herr Hauptmann, Sie haben sich bei dem eben so traurigen als schwierigen Amte, welches Ihnen zugetheilt worden ist, so sehr als Mensch gezeigt, daß ich mit vollem Vertrauen in Ihre Hände die Bitte lege, nach meinem Tode den Brief mit der Haarlocke, den

Sie dort auf dem Tische sehen, an meine Familie gelangen zu lassen, und zwar begleitet von dem Petschaft, welches Sie in meiner erstarrten Hand finden werden."

Nach diesen Worten zog er seine Uhr aus der Tasche, machte von der Uhrkette das Petschaft los, dessen er so eben erwähnt hatte, und indem er dasselbe mit einem ernststen, traurigen Blicke betrachtete, sagte er, wie um die Thräne zu entschuldigen, die ihm dabei unwillkürlich in das Auge trat:

"Der Kopf meiner Gattin ist in täuschender Aehnlichkeit in diesen einfachen Karneol eingeschnitten."

Darauf händigte er Uhr und Kette dem Kapitan Starace ein, und sagte:

"Darf ich Sie bitten, dies Zeichen des Andenkens an meinen treuen Diener Armand gelangen zu lassen?"

Der Kapitan nahm die Uhr, und neigte sich zum Zeichen des Versprechens stumm und mit unverkennbarer Rührung, der König aber wendete sich wieder zu Frojo mit eisiger Kälte:

"Herr Berichterstatte, ich bin bereit zu dem letzten Gange."

Ohne ein Wort der Erwiederung öffnete Frojo die Thür und da das Gefängniß Murat's zu ebener Erde lag, hatte er nur wenige Schritte zu thun, um

auf einen kleinen Hof zu gelangen, auf welchem bereits ein Kommando von zwölf Soldaten seiner harrete.

Festen Schrittes trat er vor dieselben hin, und nachdem er es durch eine abwehrende Handbewegung verweigert hatte, sich die Augen verbinden zu lassen, sagte er mit trübe lächelnder Miene:

„Kameraden, laffet mich nicht viel leiden! — Doch,“ fügte er nach einem flüchtigen Blicke ringsumher mit beinahe heiter-scherzendem Tone hinzu, „der Raum ist so eng, daß Ihr mir die Bajonnette beinahe auf die Brust setzen müßt! — Ich darf daher hoffen, daß die Kugeln meiner Soldaten aus der Nähe das Herz nicht verfehlen werden, auf welches so viele feindliche Kugeln aus der Ferne vergebens gezielt wurden!“

Dann hob er die rechte Hand, in welcher er das Betschaft mit dem Bildnisse seiner Gemahlin hielt, ein wenig in die Höhe, und richtete auf dasselbe einen liebevollen Abschiedsblick.

Die Schüsse frachten, und schmerzlos getödtet sank der ritterliche Murat zu Boden; ein Mann aber, der, von dem Könige unbemerkt, seitwärts an die Mauer des Kerkers gelehnt stand, hatte während der Execution stumm das Taschentuch vor das Gesicht gedrückt.

Das war der General Nunziante, den die Pflicht seines Amtes zwang, bei der Hinrichtung zugegen zu

sein, um den wirklich erfolgten Tod des Verbrechers constatiren zu können, der es aber nicht über das Herz zu bringen vermochte, das blutige Schauspiel, das er in seinem Innern und vor seinem Gewissen wahrscheinlich verdamnte, mit anzusehen.

Der Leichnam des Hingerichteten — um nicht zu sagen, des Ermordeten, — durch die in solcher Nähe abgefeuerten Schüsse beinahe bis zur Unkenntlichkeit zerissen, wurde, — nachdem der Capitain Starace, getreu seinem Versprechen, aus der erstarrten Hand das Pestschaft genommen hatte, — in einen Sarg gelegt und in feierlicher Stille in ein Grabgewölbe der Hauptkirche Pizzo's gebracht.

So starb, am 13. October 1815, Nachmittags 4 Uhr, im Fort zu Pizzo

Joachim Murat, König von Neapel.



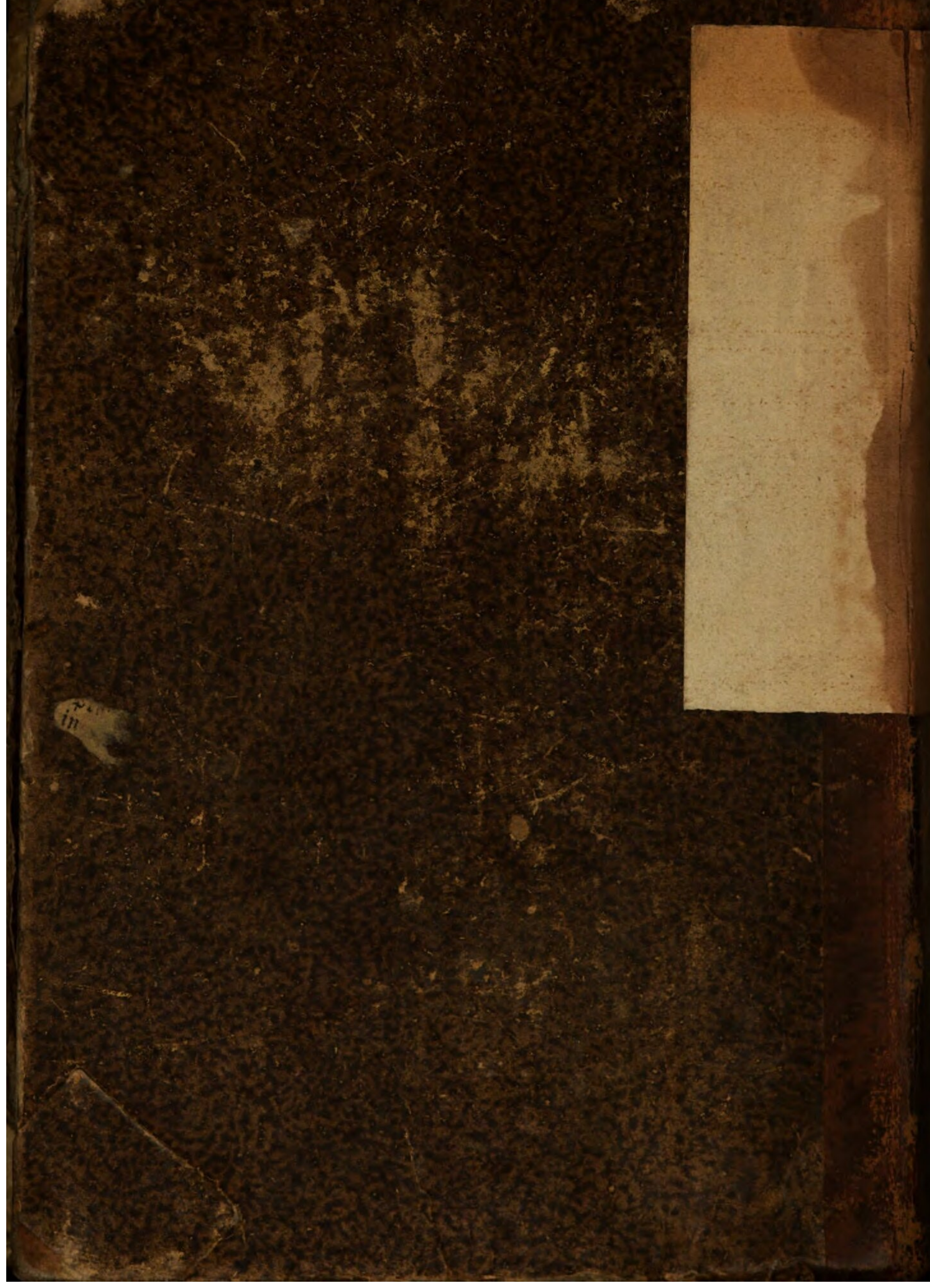
Ende des ersten Abschnitts und des ersten Bandes.

I n h a l t.

	Seite.
I. Ein sinkender Glückstern	1
II. Sturmwolken	18
III. Ein Unheils-Sendling	32
IV. Die Kerntruppen einer bourbonischen Expedition .	43
V. Das Wiederfinden eines Liebespaares	61
VI. Pöbel-Excesse	75
VII. Wiedersehen. — Ein geheimnißvoller Besuch . .	87
VIII. Eine Vendita der Carbonari	105
IX. Nahendes Gewitter. — Berathungen und Beschlüsse	126
X. Schandthaten	139
XI. François Aubusson und König Murat	160
XII. Flucht nach Ischia	171
XIII. Der Anfang vom Ende	188
XIV. Ein treuer Diener	199
XV. Eine Abenteuerersahrt	210
XVI. Kampf und Gefangenschaft	220
XVII. Der Verbrechertod eines Königs	234

1	I. Einleitung
11	II. Einleitung
21	III. Einleitung
31	IV. Einleitung
41	V. Einleitung
51	VI. Einleitung
61	VII. Einleitung
71	VIII. Einleitung
81	IX. Einleitung
91	X. Einleitung
101	XI. Einleitung
111	XII. Einleitung
121	XIII. Einleitung
131	XIV. Einleitung
141	XV. Einleitung
151	XVI. Einleitung
161	XVII. Einleitung
171	XVIII. Einleitung
181	XIX. Einleitung
191	XX. Einleitung
201	XXI. Einleitung
211	XXII. Einleitung
221	XXIII. Einleitung
231	XXIV. Einleitung
241	XXV. Einleitung





Am Hofe von Neapel Historischer Roman aus der Gegenwart von A. von L

Bd.: 1

Celle 1861

P.o.germ. 1920 y-1

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10126297-5